

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XII. Jahrg.

Düsseldorf, Dezember 1932

Heft 12

*Ich habe gedacht, dastehen zu müssen.
Sehen Sie, so viele gingen. Ich bin ein
alter Mann; wenn die Jungen sehen,
daß ein so alter Kerl seine Pflicht tut,
werden sich doch manche besinnen. Ich
bin todmüde, aber ich werde stehen, bis ich
umfalle, solange dieser alte Körper noch
zu etwas gut ist . . . für ein Beispiel.*

von Hindenburg

Vom Kampf der deutschen Industrie um die Persönlichkeit.

„Die Arbeit ist die feierlichste, vornehmste und sitzlichste Form des Lebens. Nur durch die Arbeit, das heißt die Zusammenarbeit von allen Elementen der Produktion, kann sich der Wohlstand erhöhen. Durch den Wohlstand aller seiner Bürger zur Größe der Nation.“ Mussolini.

Ende November fand in der Tonhalle zu Düsseldorf die diesjährige Mitgliederversammlung der „Gesellschaft der Freunde des Dinta“ e.V. unter dem Vorsitz von Dr. Böglert statt. Die Gesellschaft trat bei dieser Gelegenheit mit zwei richtunggebenden Vorträgen vor die Öffentlichkeit. Hans Grimm, der Dichter von „Volk ohne Raum“, sprach „Vom deutschen Kampf um die Persönlichkeit“, Leopold Ziegler, der bekannte eigenwillige Philosoph, verbreitete sich über das Thema „Nationale Wirtschaft“.

Der Gehalt dieser beiden Themen, ihre Behandlung durch Männer von bedeutsamer geistiger Prägung auf einer Jahresversammlung des Dinta möge dafür zeugen, daß das Dinta nicht einseitig im Dienste materieller Interessen steht. Der Inhalt dieser Themen liegt durchaus auf der Linie, die dem Dinta von Beginn seiner praktischen Tätigkeit an vorschwebte: Soziale Hebung durch persönliche Erziehung des werktätigen Menschen; nationale Stärkung durch wirtschaftliche Leistungssteigerung.

Die Aufgabe des Dinta wurzelt in der Überzeugung, daß der deutsche Mensch der Arbeit von allergrößtem nationalem und sozialem Wert ist, daß ohne seine bereitwillige Mitarbeit der Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft unmöglich, der Wiederaufstieg des deutschen Volkes unerreichbar ist. Denn der schaffende Mensch ist das wertvollste Volksgut, das uns nach dem schweren Verlust von Land, Menschen und Rohstoffen geblieben ist. Dieses uns verbliebene und anvertraute Gut richtig einzuschätzen, sorgsam zu pflegen und praktisch wirkungsvoll anzusetzen, wurde zur dringendsten Aufgabe der Nachkriegszeit. Und diese Aufgabe hat auch heute, nach vierzehn Jahren, an Bedeutung nichts verloren, denn für die soziale Gesundung und für die nationale Sammlung des Volkes liefern Technik und Organisation keine gestaltenden Kräfte. Diese können sich nur in den Menschen selbst entwickeln, die als deutsche Volksgenossen den gleichen heimatlichen Grund und Boden bewohnen und die unter demselben unerbittlichen Druck des gemeinsamen Schicksals um ihre Existenz zu kämpfen haben. Dieser Kampf muß ohne fremde Hilfe geführt werden. Er wird geführt allein durch das, was der betreute Acker herzugeben, was die arbeitende Hand zu schaffen, der denkende Kopf zu gestalten vermag.

Heute und in aller Zukunft kann dieser Kampf nur bestanden werden, wenn die dem deutschen Menschen angeborenen Fähigkeiten mobilisiert werden, wenn seine Arbeitsfähigkeit ihre beste Ausformung erhält und wenn sie von dem Streben nach freiwilliger Höchstleistung getragen wird. Zu diesem Ziele muß der schaffende deutsche Mensch frei werden von vielen Hemmungen, unter denen er gegenwärtig noch bei seiner Arbeit zu leiden hat. Seine natürliche Veranlagung bedarf der bewußten Pflege durch die Hand aller derjenigen, die als seine Vorgesetzten oder Kameraden mit ihm zusammen arbeiten und leben. Dazu bedarf es nicht zuletzt der allgemeinen und wahrhaft respektvollen Anerkennung seiner menschlichen Persönlichkeit, die als ein sozialer und nationaler Wert von entscheidender Bedeutung für Wirt-

schaft und Staat eingeschätzt werden muß. Eine solche Anerkennung durch eine Gesellschaft, die sich aus den gesamten positiven Kräften des Volkes zu erneuern strebt, wäre schon das Zeichen eines höheren sozialen Niveaus, das nicht nur rein materiell bedingt ist, sondern das sich mit der Achtung hebt, die seine Träger in der Öffentlichkeit genießen. Diese Anerkennung ist auch der tragende Grund für die Bereitschaft des einzelnen, den Wirkungsgrad seiner Arbeit freiwillig zu steigern, in dem Bewußtsein, damit dem Ganzen zu dienen. Erst diese Anerkennung wird es dem Arbeitsmenschen möglich machen, sich als vollgültigen Bürger in der Arbeits-, Staats- und Schicksalsgemeinschaft des eigenen Volkes zu fühlen.

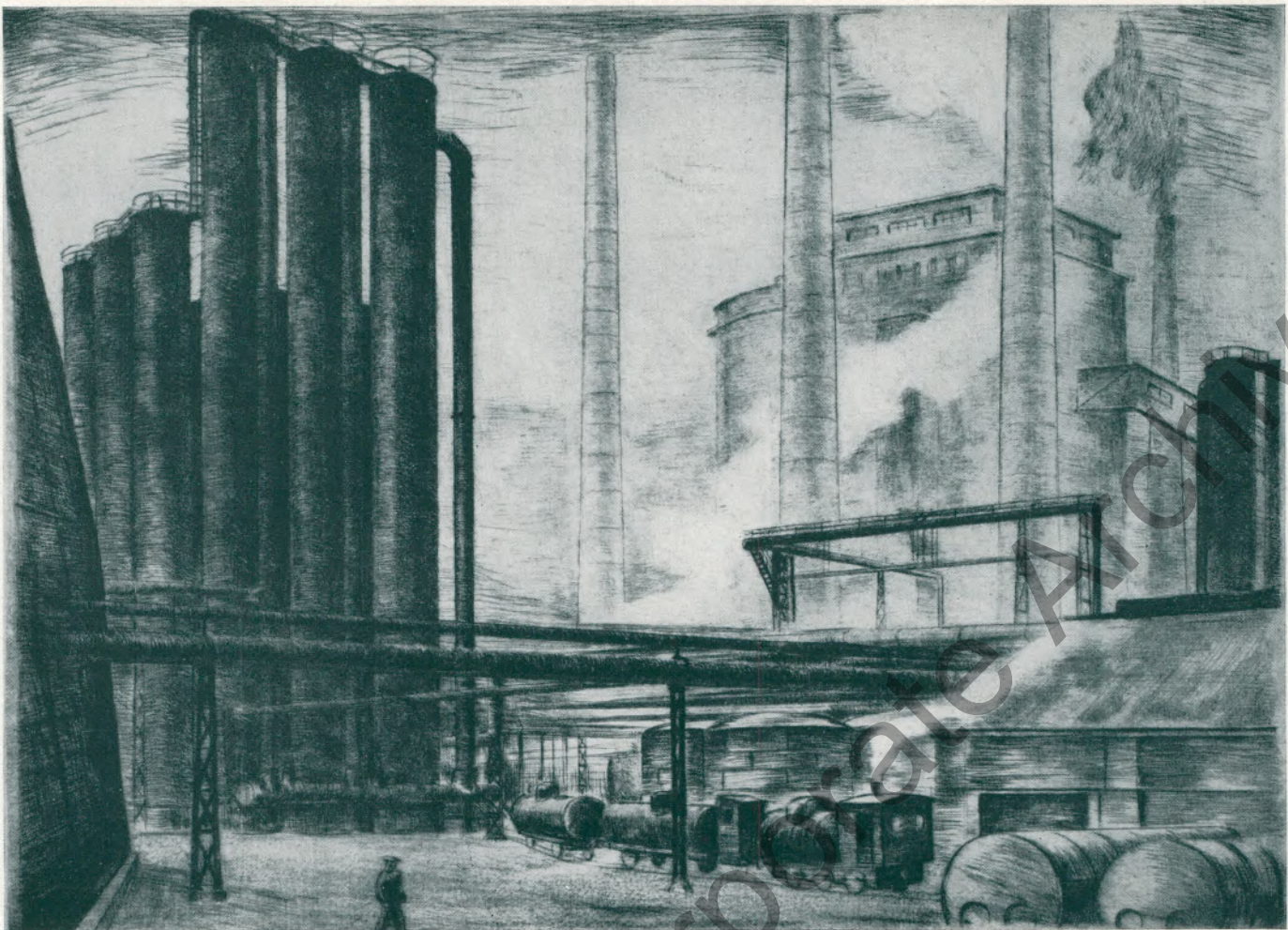
Es ist hier nicht die Rede von einem Ausschließlichkeitsanspruch des Dinta, diejenigen Kräfte allein zu vertreten, welche einer Vielheit von Menschen erst die innere Gestaltungsbereitschaft zum geschichtlichen Volke geben. Seine schwere Lage sollte unser Volk zu einer bewußten Gleichrichtung all seiner natürlichen Energien anregen. Wichtigste Voraussetzung dafür liegt allerdings in der Fähigkeit unseres Volkes, zu seinem Schicksal und zu seiner Arbeit eine geistige Einstellung zu gewinnen.

Aus diesen Gründen vertrat das Dinta von Anbeginn seines Wirkens eine gerade von der Gegenwart besonders dringlich geforderte Menschenbehandlung im Betriebe. Es lag ihm dabei etwas ganz anderes im Sinne als eine neue Methode für die beste Erledigung von Personalfragen. Das Programm des Dinta wuchs geradezu organisch aus den Bedürfnissen des zu hoher Leistung gezwungenen gewerblichen Betriebes heraus, der über die technische Organisation hinaus gleichzeitig als eine Lebensgemeinschaft werktätiger Menschen erkannt und — was noch wichtiger ist — empfunden wurde.

Es sind schon nahezu zwölf Jahre her, daß der heutige Leiter des Deutschen Institutes 1921 in einem Vortrage auf der Gießereitagung in München auf die nationale Bedeutung einer derartigen sozialen Betriebspraxis in der Menschenbehandlung hinwies. Er gab damals die Anregung, die Erkenntnis von dieser neuen Betriebsaufgabe im Rahmen des Produktionsprozesses allgemein zu verbreiten. Dieser Hinweis fand willige Aufnahme bei den Praktikern des Wirtschafts- und Betriebslebens. Mit der Zeit wurde er in einer großen Anzahl von Werken verwirklicht. Dankenswerterweise stellten sich vielfach gerade die maßgebenden Persönlichkeiten selbst zur Verfügung, um im Sinne des Deutschen Institutes mitzuarbeiten.

Das Dinta ist die ursprüngliche, gesunde Bewegung geblieben, die es von Anfang an war. Weder durch Mißdeutung seines Charakters, noch durch falsche Auslegung seiner Absichten konnte es in seiner Arbeit gestört, in seinem Bestande erschüttert, noch auf seinem Wege aufgehalten werden. Sein Arbeitsgebiet ist unabhängig von allen Vorgängen auf dem Boden der reinen Politik. Parteien mögen wachsen und sterben, Regierungen kommen und gehen — innerhalb der gewerblichen Betriebe bleiben die Probleme der Menschenbehandlung dieselben. Darum können auch keinerlei politische Änderungen das Dinta und seine Freunde von der Pflicht entbinden, an dem begonnenen Werke weiterzuarbeiten und insbesondere dem werktätigen Menschen im Produktionsprozeß die ihm zukommende Stellung zu erkämpfen — auf der Grundlage einer gesunden, wirklichkeitsnahen Wirtschaftsauffassung.

* Dinta: Abkürzung = Deutsches Institut für technische Arbeitsschulung.



Radierung von Karl B. Becker.

Rauch an der Ruhr.

Neun Ausschnitte aus einem Roman von Felix Wilhelm Deielstein.

Ruhrland — früher Bauernland, breit geruchsam, buchenwaldene Hügellandschaft; heute ein Gewirr von Städten, Dörfern, Eisenwerken, Zechen, Fördertürmen und Schloten, rauchendes Wirrsal von Eisen und Stahl, gebändigte Kraft.

Die Geschichte eines Industrielandes ist immer die Geschichte seiner Führer. Der Führer stößt vor, gibt Richtung, läuft in Befessenheit seinem Dämon nach. Sein Wille reißt die Masse mit, gestaltet das Land um, prägt ihm seinen Stempel auf. Er trägt das Ziel in sich und sucht die Verwirklichung.

So ist dieser soeben erschienene Roman, dem nachfolgende Ausschnitte mit Genehmigung des Verlages J. Engelhorns Nachfolger, Stuttgart, entnommen sind, ein Buch des Führers, seiner Pläne und Ziele, seiner Kämpfe und Leiden, Nöte und Verdammnis, aber auch ein Buch der Frau, die neben ihm ihr Schicksal trägt, bei ihm ausharrt, immer wartend, immer bereit, ihm seinen Mut zu erneuern und seine Kraft, das Werk zu vollenden.

Projekt 1711.

Um den langen Tisch, der den dunkelgetäfelten Raum fast ausfüllt, stehen die Herren hinter den hohen Stühlen. Auf dem Tisch: Entwürfe, Strangzeichnungen, statische Berechnungen.

Kersten sitzt zu Kopf vor dem großen Wandgemälde, auf dem überlebensgroß ein Sämann die fruchtbeladene Hand weit über die braune Erdscholle schwingt.

„Aus unserer Postbesprechung heute morgen haben Sie gehört, meine Herren, daß unsere letzte Offerte über Projekt 1711 von dem Eisenbahnministerium abermals als zu teuer abgelehnt worden ist. Ich hatte die Besprechung dieser Angelegenheit auf einen späteren Zeitpunkt verschoben, um Ihnen Gelegenheit zu geben, in Ruhe über neue Vorschläge nachzudenken. Es muß möglich sein, ein letztes Angebot zu machen. Meine Herren, geben Sie sich die Mühe, diese hoffnungsarme Sache hereinzubringen. Ich erwarte, daß morgen abend das Angebot hinausgehen kann.“

Er erhob sich und stützte seine Arme schwer auf den Tisch. Doch im allgemeinen Stuhlücken sagte jemand:

„Ich bitte ums Wort.“

„Ah — das war der junge Condorf, man kannte ihn, aber nicht von Besprechungen in diesem Raum, in den er nur als Vertreter gekommen war.“

Alle blieben stehen, die Stuhllehnen in der Hand.

„Ich bitte sich zu setzen, meine Ausführungen dürften mehr sein, als auf einem Absatz vertragen werden kann.“

Welche Sprache? Die Herren saßen gespannt auf den alten Kersten, der in seiner vornehmen Ruhe hier von je diesen leisen, verbindlichen Ton zu wahren gewußt hatte. Aber der alte Herr setzte sich, und alle sahen, daß eine gewisse Spannung in seine Züge trat. Die Herren beeilten sich zu folgen, aber ihre Mienen waren bis zur Unbeherrschtheit ablehnend.

„Bitte“, sagte Kersten — aber in das Wort hinein begann der andere schon, kurz gehakt:

„Das Angebot auf 1711 ist abgelehnt. Der Brief, den uns Herr Kersten hier herungereicht, ist kurz und beschränkt sich

auf die Mitteilung, daß der Preis zu hoch ist und solche Mittel nicht zur Verfügung ständen. Das ist kein Brief, der um 50 000 oder 100 000 handeln will. Das ist eine Absage. Wir dürfen uns die neue Offerte sparen, wenn wir nichts grundlegend Anderes anzubieten haben."

Condorf ließ den Blick ruhig von einem zum andern gehen, er sah nicht die von Erstaunen weit aufgerissenen Augen Borchmanns, nicht die hämischen Mundwinkel Jacobis, die deutlich sagten: Weiser, mein Junge, bald bist du draußen. Auch über Kerstens gespannte Züge glitt er ruhig hinweg. Plötzlich änderte sich sein Blick schlagartig, wurde geheßt und böse. Ihm war der Gedanke gekommen, die acht Augen schauten mit Ekel auf ihn. Er wußte, warum. Aber gegen dieses Minderwertigkeitsgefühl stemmte er mit ungeheurer Kraft seinen Willen.

Sein Ton wurde auf seltsame Art angreifend, obgleich niemand daran dachte, ihn zu unterbrechen. Er zog die Systemstizze zu sich heran, strich die angedeutete Trägerbrücke an vielen Stellen durch und riß mit der geübten Hand des Konstrukteurs Trägerlinien, Bogen, Verstreben, strich kurz entschlossen einen ganzen Tragspfeiler fort und schob die Zeichnung zurück in die Mitte der erstaunten Gesichter.

Das sei das östliche, dieses das westliche Widerlager, hier eine einfache Stützbrücke nicht auf drei, sondern auf zwei Pfeilern, „und hier werfen wir in einem Bogen die Strombrücke hinüber —“ das sei sein Projekt, nichts sonst.

In diesem Augenblick lachte Borchmann hell auf. Aus dem Werk rief die Sirene ihren heulenden Ruf, stieg hoch hinauf und sank zu einem Kinderweinen hinab. Ein Arbeiter rief ein überlautes Wort über den Platz.

Und Condorf begann mit seinen Ausführungen. . . Alle aber sahen, daß er ein entstelltes Gesicht hatte. Sein linker Mundwinkel hing um ein Deutliches herab und war fast leblos. Eine Narbe zog vom Mundwinkel zum Kinn, als habe diese Wunde hier den ganzen Mund aufgerissen.

Kersten aber hatte sich vorgebeugt; die Fingerspitzen seiner weißen Hände aneinandergelegt, sah er verloren auf die sich berührenden Daumen.

Seine Gedanken wanderten weit: Aus Jahrestiefe tauchten halbvergessene Gestalten. Ihm fiel ein, daß ihm sein Meister — irgendwo in Glandern moderten seine Gebeine — einmal ein Werkzeug gebracht hatte, nichts als einen verstellbaren Gegenhalter für eine elektrische Nietmaschine. Das Werk eines jüngeren Arbeiters. Man versuchte es, verbesserte in wenigem, und seit dieser Zeit war es ein täglich gebrauchtes Werkzeug geworden. Ein Sparbuch mit hundert Mark Einlage hatte er dem Jungen gegeben, hatte ihn selbst nie gesehen und seinen Namen vergessen. Bis der große Streik kam. Da aber war ihm Mensch und Mann eindringlich geworden. Die Werke lagen still, nicht nur bei ihm — das ganze Revier lag tot. Selbst die Bewilligung von Notstandsarbeiten wurde verneint. Alle Vernunft war erschlagen. Nicht ohne Sorge hatte er seine Ingenieure aufgerufen. Das wurde bald ruckbar. Man schob. Diegert kam mit Brustschuß ins Krankenhaus, den Betriebschef fand man mit einer Schädelzertrümmerung in Halle II. Nun hatte er auch die Ingenieure zurückgelassen. Als er — Kersten — am siebenten Tag in Halle IV ging, glühte der Ofen immer noch.

Am neunten Tage spie Schornstein II leichte Wolken aus. Seine Frau hatte es trotz Abend und Regen gesehen. Eine ganz dünne, dunkle Wolke. Er ging selbst ins Werk, obgleich die Hallen schon nachtdunkel waren.

In dem totenstillen Raum stand ein Arbeiter vor der Ofentür und verband sich mit einem nassen Lappen eine Wunde am Bein. Wer war das? Neben ihm stand eine umgestürzte Karre Koks. Da hatte ihn der Mann gewahrt. Mit einem Gluck griff der Bursche nach der Schaufel und drang auf ihn ein. Ein Glück, daß er sich sofort zu erkennen gab.

Dem Manne lief Blut aus dem Munde. Als er Kersten erkannte, wischte er sich das Kinn frei, ging ruhig zum Ofen zurück und warf den langen Haken zum Schlacken in die Glut.

„Wer sind Sie und was machen Sie hier?“

„Nieter aus der Montageabteilung“, hatte der Mann geantwortet und einen Blutfaden auf den Kohlenberg gespuckt.

„Warum bluten Sie?“

„Bei der Streikmännerversammlung haben sie mich am Fenster erwischt. Zehn auf einen. Aber das ist die Wut, weil sie am Ende sind. Ihre Kasse ist leer. Solange halte ich den Ofen noch warm.“

„Kommen Sie sofort zu mir. Sie müssen verbunden werden!“ Aber der Junge war gar nicht darauf eingegangen.

„Werfen Sie mich nur ruhig raus, wenn Sie Schwierigkeiten haben. Ich komme schon irgendwo unter. — Aber den Ofen haben sie doch nicht kalt gekriegt!“

Kersten wollte sagen — aber der Mann unterbrach ihn: „Sie können gleich bei den Trägern wieder anfangen. Der alte Ofen gab doch nur die halbe Leistung“ — die verächtlich verzogenen Lippen wirkten durch die klaffende Wunde wie ein ungeheures Raubtiermaul nach blutigem Fraß. Dann riß er vor dem erstaunten Kersten die Schaufel durch die Kohlen, zog die Feuertür auf, daß er wie eine Fackel aufglühte, und warf Schaufel auf Schaufel in den Ofen. Plötzlich schleuderte er die Schaufel zur Seite, warf die Feuertür zu und rannte hinter den Ofen: „Verdammt, der Suchs!“ — Er hatte vergessen, den Suchs zum Schornstein zu drosseln. Darum auch die Rauchfahne.

Kersten wartete auf ihn, aber der Mann kam nicht wieder. Von diesem Tage an kümmerte sich Kersten um den Jungen. Er hatte ihn auf die Schule geschickt, dann auf die Eisenhüttenschule. Nach einer langen Zeit des Vergessens waren die zwei Briefe gekommen. Der eine von Rheinhausen, daß er in den Kruppschen Betrieben als Ingenieur tätig sei, und nach einem Jahr der letzte aus Hamborn von der Thyssenhütte, mit dem seltsamen Schluß:

„Wenn ich fertig bin, werde ich zu Ihnen kommen, nicht früher — Condorf.“ Dabei hatte er ihn nie gerufen.

Jetzt saß er seit einem Jahr in irgendeinem Büro seines Betriebes. Und nun stand —

In diesem Augenblick hörte Condorf auf zu sprechen.

Er begann noch einen neuen Satz, brach ihn ab und setzte sich. Keiner wünschte etwas zu erwidern und Kersten hob die Besprechung auf.

Müssen!

Condorf geht still durch den Abend. Vor ihm, den Feldern entwachsen, die Rechenanlagen. Der Schachturm mit den kreisenden, jagenden Rädern wie ein langbeiniges, vorwelfliches Insekt über allem. Der dünne, feine Faden, der sich von oben bis ins breitschultrige Maschinenhaus zieht, trägt täglich tausend Leben, tausend klopfende Herzen.

Aus der Wäscherei schreit die Kohle wie eine Schar weinender Kinderkehlchen und ist doch Nahrung, ist Brot, Hoffnung und Liebe.

Condorf geht still über die abendlichen Felder, in denen die Nacht nistet. Plötzlich ist um ihn warme, goldene Glut, die den Acker aufbricht. Der Himmel wird laut. Brandfackeln gleich ziehen gewaltige Wolkenballen in farben-gestaffelter Tiefe über ihn fort, wälzen sich trunken wie im Altem des ersten Tages.

Er weiß: dort drüben stößt die große Koksbatte einen ihrer vielen Ofen aus und drückt einen Berg von vierzigtausend Kilogramm glühenden Kokes auf die Rampe.

In seiner Wohnung geht er, von fremder Unruhe getrieben, von Zimmer zu Zimmer. Viel zu groß sind sie für ihn, den Junggesellen, viel zu zahlreich. Aber nun der Fremde bei ihm ist, reichen sie gerade . . .

Er will über den schmalen Flur zu dem andern gehen, aber er denkt: — Heute nicht. Ich muß mir den Kopf klar halten. Keine fremden Ideen jetzt. — Er tritt zurück in sein Arbeitszimmer, ordnet eine Weile auf den Tischen die vielen Blätter und Tabellen, setzt sich nieder und beginnt zu arbeiten.

Einmal — es ist tief in der Nacht — steht er auf und tritt ans Fenster, schaut in die Nacht hinaus und küßt an der Scheibe den heißen Kopf. Plötzlich ist es wie ein Schlucken in ihm. Aber er reißt sich in den Schultern hoch, setzt sich wieder an die Arbeit. Er schreibt, rechnet, vergleicht, liest — liest:

Die reinen Betriebsausgaben errechnen sich bei 12,8 Millionen erforderlichen Wagenkilometern und einem Preise von 90 Pfennig je Wagenkilometer zu 11,5 Millionen Mark. Hierzu kommen für Verzinsung der Schuldverschreibungen 18 Millionen Mark, für Abgaben und Steuern einschließlich Beförderungsteuer sowie Reparationen nach dem Industriebelastungsgesetz weitere 5,5 Millionen Mark, so daß sich ausschließlich der Rücklagen für die Fonds für das dritte Betriebsjahr eine Gesamtausgabe von 35 Millionen Mark ergibt. Es steht somit außer Zweifel, daß im Industriebezirk mit seiner sicher zu erwartenden erheblichen Weiterentwicklung ständig wachsende Anforderungen für die Personenbeförderung innerhalb des Bezirkes auftreten werden, die mit den heutigen Verkehrsanlagen nicht zu bewältigen sind, und deshalb in großzügiger Weise und auf lange Sicht die notwendigen Vorbereitungen dafür getroffen werden müssen.

Condorf lehnt sich zurück und starrt in das Licht seiner Lampe: Müssen, müssen!

Und wieder geht eine Nacht dahin zwischen Tabellen und Berechnungen, Ermittlungen, Tarifen, Entwicklungen, zwischen Wirtschaftskurven, Abwanderungs- und Zuwanderungszahlen, zwischen Zeichnungen, Skizzen und Plänen. Wann wird der Berg von Zahlen einmal seine Spitze haben?

Vier Jahre, vier Jahre — müssen — müssen!

Condorf legt den Kopf auf den Tisch. Über seinem traumlosen Schlaf wacht ein Dämon: Müssen!

Der Vorschlag.

Um zehn Uhr vormittags ließ sich der Ingenieur Hans Condorf bei seinem obersten Chef melden. Als Kersten ihn endlich hereinbat, griff Condorf eine umfangreiche Mappe vom Stuhl auf und trat ein.

Kersten sah kurz auf: „Bitte?“

Condorf zögerte eine Weile, als müßte er nicht, wie er sein Anliegen vorbringen könne. Endlich sagte er:

„Die besondere Art meiner Lebensentwicklung, in die Sie durch Ihre Güte richtunggebend eingegriffen haben, verlangt von mir, daß ich mit einem seit Jahren bearbeiteten Projekt zu vor zu Ihnen komme, ehe ich andere Kreise damit vertraut mache.

Ich habe kaum eine Möglichkeit gehabt, mich für das, was ich bin, erkenntlich zeigen zu können. Vielleicht ist hier die Gelegenheit.“

Kersten unterbrach ihn. Sagte, ohne den Kopf zu heben:

„Das Projekt 1711 beweist, daß ich recht gehandelt habe. Es ist darüber also nichts mehr zu sagen.“

Condorf fuhr fort, ohne von dem Einwurf mehr gehört zu haben als klingende Worte.

„Ich habe mich bereits auf der Maschinenbauschule mit einem Projekt beschäftigt, das mich zuvor durch seine Größe erschreckte. Aber ich kam nicht los davon. Mit der Zeit wuchs ich hinein, und es wurde mir selbstverständlich.“

„Bitte, nehmen Sie Platz!“

Condorf setzte sich, öffnete seine übergroße Mappe und entnahm dem Wust von Blättern ein schmales Heft. Sah hinein, las.

Er liest etwas ab? — dachte Kersten erstaunt. Welche Hemmungen!

„Nach dem Kriege hat einer unserer größten Industrieführer ein Projekt aufgegriffen, das längst zur Verwirklichung drängte. Es handelt sich um den Gedanken, eine elektrisch betriebene Schnellbahn von Dortmund über Bochum, Essen, Duisburg nach Düsseldorf und Köln, also quer durch das ganze Industriegebiet zu bauen.“

Kersten mußte mit dem Gehörten nichts anzufangen.

„Das Schnellbahnprojekt“, sagte er gleichgültig — „ich kenne es.“

„In diese Vorbereitungen fiel sein Tod. Das Projekt ruht, — oder zumindest ruht der Geist, der es zur Ausführung bringt. Aber die Entwicklung des Reviers ruht nicht und treibt mit Riesenschritten weiter. Das Projekt ist überreif. Auch ich glaube daran und halte die Zeit für gekommen, aus dem Stadium der Studien und Vorarbeiten herauszutreten.“

Kersten langweilte sich, er tastete nach dem Notizblock.

„Ich verstehe“, sagte er, „Sie wollen den Dienst bei mir kündigen und in diese Gesellschaft eintreten. Sie brauchen keine halbe Stunde, mir das zu sagen. Wenn Sie aber glauben, es mir verständlich machen zu müssen, so will ich Ihnen das gerne ersparen.“

In Kerstens Stimme war Gleichmut. Dieser Mensch, dachte Condorf, wischt mich weg wie eine Fliege.

„Nur unter gewissen Umständen würde ich mich zu diesem Schritt gezwungen sehen.“

„Und die wären?“

„Wenn Sie mein Vorhaben nicht unterstützen.“

„Was ist Ihr Vorhaben?“

„Die Schnellbahn zu bauen.“

Kersten lehnte sich tief in den Sessel zurück. Er legte ruhig den Bleistift auf den Block und nahm die Hände in den Schoß. Einen Augenblick glaubte er sich verhöhnt zu haben.

„Wie alt sind Sie, Herr Condorf?“ In Kerstens Stimme war etwas wie Lustigkeit.

„Einunddreißig — ich mußte später anfangen als die andern.“

„Wie groß ist Ihr Vermögen, frei heraus!“

„3100 Mark Sparguthaben. Das Geld ist durch die Vorarbeiten verpflichtet. Bleibt mein Gehalt von 480 Mark einschließlich aller Abzüge.“

„Das Kapital reicht aus, um die Bahn restlos zu bauen, allerdings. Dazu die monatlichen laufenden Eingänge als sich stets auffüllende Reserve.“

Kersten lächelte gutmütig. Da war ein Mann im Besitz eines Talers: Nun will ich die Welt aus den Angeln heben. Das grenzte an Wahn oder Beseffenheit.

Condorf fühlte den Hohn in Kerstens Stimme. Seine Augen wurden ganz kalt, und seine Worte kamen ohne Erregung. Nur gesammelter.

„Wie weit ich ein Phantast bin, darüber habe ich Ihnen Gelegenheit geben können, zu urteilen, Herr Kersten. Hätte ich also einen Augenblick geglaubt, das Projekt sei nur von einem kapitalüberfüllten Industriemann durchzuführen, so konnte ich bereits vor vier Jahren mit den Vorarbeiten schließen. Daß ich es trotzdem durchgeführt habe, beweist, daß ich diese Ansicht überwunden habe.“

Kersten nickte vor sich hin — in Wahrheit dachte er an den nächsten Besucher. Sagte, ohne aufzusehen:

„Nein, nicht der kapitalüberfüllte Industriemann war es, der vor Jahren das Projekt ins Rollen brachte, sondern das Finanzgenie. Wie ich ihn gekannt habe, hätte er von seinem eigenen Gelde nicht sehr viel hineingesteckt. Sicher aber nicht mehr, als ihm zum Anlaufen nötig war. Dann hätte er wohl die Gruppe zusammengehabt, die das Projekt trug, und er wäre, dank seiner genialen Transaktionen, doch der Mann am Hebel gewesen.“

„Mithin sind Sie meiner Meinung, daß nicht das vorhandene Kapital, sondern der Mann, der dahinter stand, die Macht und damit der Anlasser war“, sagte Condorf.

„Machen Sie sich eine Vorstellung von den ungeheuren Vorarbeiten einer solchen Anlage?“

„Ich habe seit vier Jahren Zeit gehabt, sie am eigenen Leibe zu spüren.“

„Sehen Sie; und was haben Sie zustande gebracht?“

„Ich habe außer den generellen Planungen, den Wirtschaftsberechnungen, Ermittlungen, Tarifen und Kostenberechnungen gestern die notwendigen Vorarbeiten des ersten Bauabschnittes beendet.“

Kersten schob seinen Stuhl zurück und stand auf. Er war sichtbar betroffen.

„Condorf, ein Wort außer aller Sachlichkeit: Ich habe Sie nicht nur auf die Schule geschickt, sondern auch während Ihrer Zeit in meinem Hause beobachtet. Ich war mit Ihren Leistungen, wie man sagt, zufrieden, obgleich Sie noch kaum zu größeren Arbeiten Verwendung finden konnten. Aber Sie haben gearbeitet, vollwertig, sagen wir, das sind acht Stunden täglich. Da kann Ihnen Ihre Freizeit nicht viel gelassen haben.“

„Neun Stunden noch, Herr Kersten.“

Kersten unterbrach sich, er wollte noch etwas sagen.

„Bitte die Mappe. Ich vermute: Ihre Vorarbeiten. Die Zeit ist um, Herr Condorf — vergessen Sie Ihre Mappe nicht. Ihr Vortrag im ganzen genommen war nicht ohne Interesse . . . aber undisputabel. Der heutige Tag steht zu Ihrer freien Verfügung. Guten Morgen.“

Condorf verbeugte sich.

Glückauf!

Es war schon spät in der Nacht, das Haus war schon längst in tiefem Schlaf, und nur vom Werk tönten die ewig gleichen Geräusche der nächtlichen Arbeit herüber, da schrieb Kersten einige Worte auf eine Karte, kwertierte sie und legte sie zur zeitigen Erledigung auf die Kante seines Schreibtisches.

Als Condorf diese Karte erhielt, trat ein feines Licht in seine Augen. Er ging in sein Arbeitszimmer, ordnete ein wenig und brachte eine Anzahl großer Mappen, Hefte und Akten heraus. Gab sie dem Boten.

Um acht Uhr stand Condorf im weißen Kittel in seinem Büro und arbeitete wie früher. Um halb zehn Uhr kam der Oberingenieur und ersuchte ihn, zum Chef zu gehen. Herr Kersten wünschte ihn zu sprechen. Es lag etwas in der Luft, und man roch das. Als Condorf durch den langen Saal ging, hoben sich an allen Tischen die Köpfe.

Kersten empfing ihn nicht unfreundlich:

„Ich habe mir Ihre Unterlagen kommen lassen, mehr aus Neugier. Immerhin ist es die Arbeit eines meiner Ingenieure. Selbst wenn ich nichts anderes gefunden hätte als ein gewaltiges Stück Arbeit, so hätte es mich gefreut.“

Ich habe Sie also rufen lassen, weil ich zu Ihrem Vortrag noch einmal Stellung nehmen möchte. Es versteht sich von selbst, daß ich Ihre Forderung, mit meinem Namen vor Ihr Projekt zu treten, nicht decken kann, aber ich will Ihnen mein Interesse beweisen.

Die von Ihnen gewünschten Änderungen Ihres Dienstverhältnisses bewillige ich. Ich werde also eine neue Abteilung angliedern, deren Leiter Sie sein werden. Wie Sie sagen, haben Sie bereits einige Mitarbeiter. Soweit Sie für die innere Anständigkeit dieser Herren Verantwortung übernehmen, bewillige ich ihre Anstellung. Etwaige Hilfskräfte erhalten Sie.

Die Räume der alten Lichtpausenabteilung werden vorläufig genügen. Nun zum Namen der Abteilung. Immerhin müssen wir sie bezeichnen können. Der Name Schnellbahn kommt natürlich als mißdeutig nicht in Frage. Die Firma C. H. Kersten kennt kein Schnellbahnprojekt. Wenn der Inhaber Interesse daran hat, so ist das seine Privatsache. Also sprechen wir in Zukunft von Abteilung C.

Über die finanzielle Seite erfahren Sie Näheres an der Kasse. Nun haben Sie noch zehn Minuten Zeit, sich dazu zu äußern.“

Condorf stand auf. Er wollte die Hand vorstrecken, aber er hielt sie zurück. „Dann möchte ich sofort mit der Arbeit beginnen.“

Da reichte ihm Kersten die feine, schmale Hand herüber: „Glück auf, Herr Condorf.“

„Glück auf und Dank, Herr Kersten.“

Als Condorf die Tür hinter sich zuzog, mußte er sich an den Türpfosten anlehnen — aber nur einen Augenblick, dann ging er mit großen Schritten davon . . .

Der Bau beginnt.

Die Generalversammlung hatte den Bau der Bahn beschlossen. — Fünfzehn Minuten nach dieser denkwürdigen Sitzung im kleinen Saal des „Kaiserhofes“ flog über alle Kabel und Telephonleitungen des Reviers der Satz: „Der Bau beginnt.“

Hunderte von Rotationspressen spien in aber Tausenden von Zeitungen das Wort in die Massen, sie rissen sie aus der Verdampfung des Tages und schreuten sie auf.

Duzende von pfundschweren Blättern dieser massierten Millionenstädte stießen diesen Janfarenton über das Land, und die Blätter der parteipolitischen und wirtschaftlichen Sonderinteressen, bis zu den handgedruckten „Beobachtern“ waren zeitlich nur um Brustbreite zurück.

In allen Schattierungen Nachrichten und Auswirkungen. Immer aber wieder: „Der Bau beginnt.“

In den Büros der Konzerne, Werke, Verwaltungen rollte das Wort über die Schreibtische, lief durch die Fabriksäle, zwischen den Drehbänken, Chaping und Pressen von Mann zu Mann, jeder hatte — weiß Gott woher — einen kleinen Zipfel Hoffnung daran hängen lassen. Das Wort stürzte in die Schächte durch acht Sohlen, irrte durch alle Querschläge, über Stollen bis vor Ort — „nun kann uns der Jupp nicht mehr trüben — in fünf Püttz kann ich anfahren, für denselben Weg.“

Achtung, Achtung! Hier Westdeutscher Rundfunk: —

Der Funke schlug durch das Land, über Flüsse, Berge, wurde durch das Sprachgatter vieler Nationen geheßt:

Hallo Hallo — Darenty — Toulouse — Milano — Roma — Warschau — Oslo — Newyork.

An den Zahlstellen der Erwerbslosenfürsorge erschienen an diesem Tage Riesenanschlüge: Condorf suchte Erdarbeiter, Maurer, Schlosser, Zimmerer, Monteure, Bergleute, Niefer.

Er begann an elf Stellen zugleich: In Dortmund, Bochum, Essen, Belsenkirchen, Mülheim, Hamborn, Duisburg, Düsseldorf — überall zogen Kolonnen von Arbeitern auf die Baustellen oder zu den Tunnelstellen, wo Landmesser mit einem Heer von Hilfskräften die Trasse absteckten.

Am Bahnhof standen lange Materialzüge, ganze Waggons mit Bohlen, Hölzern, Schienen, Werkzeugen, Maschinen.

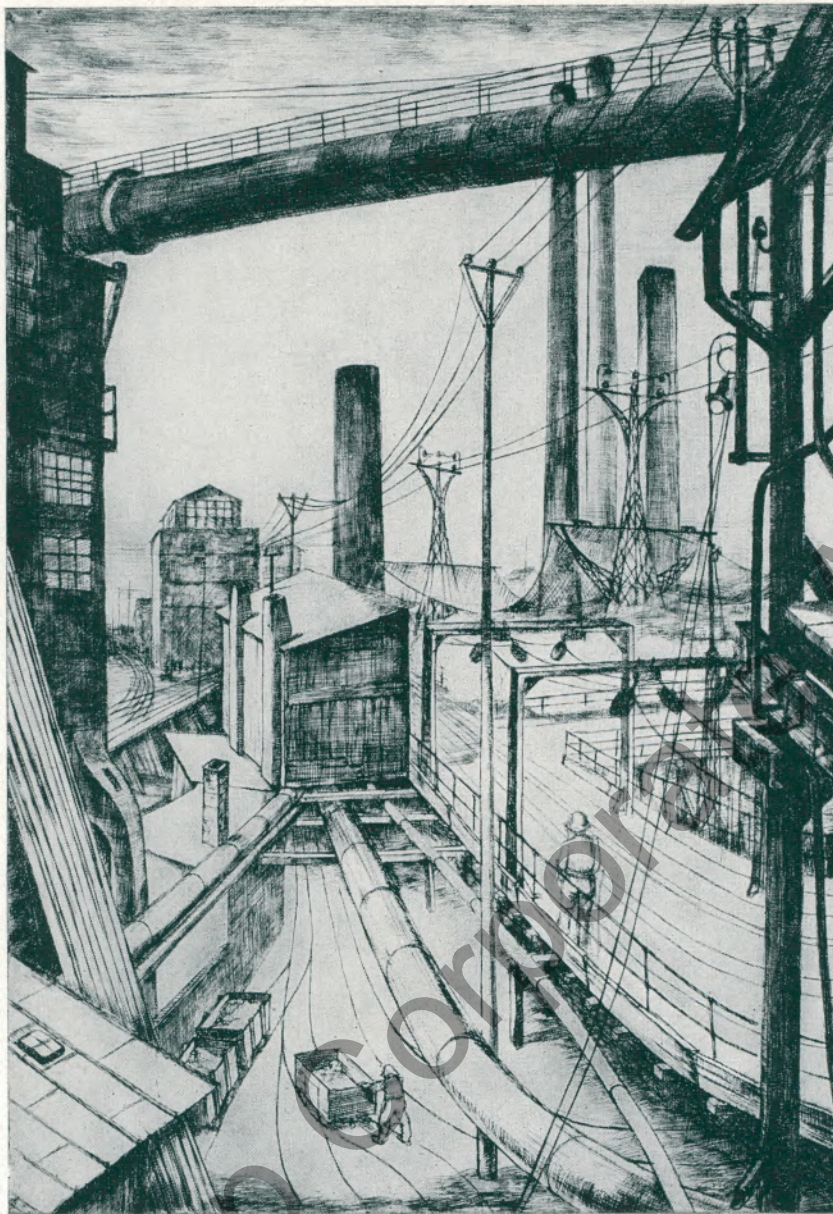
Von den Bahnhöfen (Notstellen) abseits der Haupttrasse trugen, karrten, schoben zu dieser Stunde Tausende von Arbeitern das erste Material zu den Baustellen, legten Schmalspurgleise, gruben Löcher, rammten Pfähle, nagelten, hämmerten. Alle aber lachten und waren selig, aus der Erwerbslosigkeit heraus zu sein.

Brüggemann hatte einen Stab von Assistenten angelernt, die jetzt ihre Leute für die Oberbaustrecke zusammenstellten. Hier galt der Bizeps und nichts sonst.

Rücksichtslos gab er untaugliche Leute wieder an die Sammelstelle ab, und sie konnten von Glück sagen, wenn sie für eine der andern vielen Arbeiten wieder herausgezogen wurden.

In einer Talmulde kam ein Mann angestellt, hatte eine graue Windjacke an und einen Meterstock in der Hand, hatte fuchsröte Haare und wasserblaue Augen, war über neun Fuß groß. Dieser Mann war Pippert — der Tunnelpippert.

Zeche
an der Ruhr.



Radierung
von
Albert Burkart.

„Glückauf — Kumpels! — Die Herren dort unten stecken euch ein Profil ab, und in diesem Profil haben wir uns durch den Berg, und das Ganze wird neunundfünfzig Tage dauern. — Nicht wahr, wir verstehen uns, und wenn wir Wasser antreffen, arbeiten wir etwas mehr, und wenn das Gebirge faul ist, arbeiten wir noch etwas mehr; und wenn eben der Düvel inne sitzt, sitzt wir ein rut, aber in niegenfiftig Tage kiefen wir mit dem Kopf achtern rut. — Wi het us verstanden, Kals — nich wahr? Glückauf, Kumpels!“

Ja, sie hatten es alle verstanden und hatten alles verstanden. Daß eher der Berg einstürzen würde, als daß der „Blaue“ nicht in neunundfünfzig Tagen von hinten durch den Berg schauen könnte.

Ruhrland.

Auf einem Berggücken stiegen sie aus; gingen zwischen verlorenen Willen hindurch, hinab, wo noch Felder und Wiesen waren und gebrochene Ackerschollen. Folgten dem Lauf eines Baches und ließen sich auf einem Heidesstück nieder.

Unter ihnen zog die Ruhr in großgeschwungenem Bogen durch das Tal und ließ in ihrem Spiegel deutlich die Bootshäuser und Schwimmanstalten erkennen, die mit ihren Wimpeln und Fahnen dauernde Festesfreude vortäuschen.

Drüben aber, am jenseitigen Hang, drängten bewaldete Berge an das Ufer, und auf den schroffsten Hügeln geisterte verfallenes Gemäuer mit Turmwogel, Bastei und Wehrgang. „Ich liebe diesen Platz wie keinen sonst auf der Welt“, sagte Annem. „Schau und Vergehen liegen in einem Blick.“

Sondorf sah lange hinüber zu den Burgen. Deutlich fühlte er, wie sich in ihm etwas löste, etwas Estrasses, Hartes, Zusammenhaltendes. Er wehrte sich dagegen und wischte die aufkommende Weichheit fort.

„Es ist die Geschichte unseres Volkes; — wir sollen davon lernen!“

Wohin wir schauen, die gleiche Erinnerung.

Dort am Hang, wo jener Eckturm aus den Büschen ragt: der Horkenstein. Da haben unsere Vorfahren die rote Schnur gezogen um den Gerichtstein unter der Eiche. Sprachten Recht und brachen den Stab — und hatten kein Glimmern in den Augen. Dort drüben, noch früher, dort im Hainberg, wo noch heute die Eichen wachsen im Hülssendickicht, haben sie das weiße Pferd geopfert und Tür und Kurzschwert mit dem Blut gesegnet. Und drüben der Henkenberg, er qualmte vom Blut und dort —

Überall steht Vergangenheit. Bei Gott, dies Land ist reich an Männern gewesen, und das heißt: reich an Tat.“

Annemi sah mit weiten Augen zu ihm auf, sah über die Schulter zurück gen Norden. Dort aber steht das Heute. Soweit das Auge reicht, unabsehbar bis in den Horizont: Fabriken und Werke, Städte und Dörfer, und immer wieder Werke, Fabriken, Zechen. „Welch ein Land!“

„Alles hat seine Wiege, die Schönheit, die Liebe —.“

„Sie zeigen an sich, daß es so bleiben wird.“

„Ich tue, was ich muß, ob recht oder unrecht. Das ist altes Bauernrecht. Der Turm da drüben hat uns zu lange in den alten Condorf-Hof geschaut.“ Er wies mit der Hand weit ruhraufwärts, von wo kantig und böse ein Burgvogt herüberdrohte.

Die Hand an der Stirn, lugte er scharf in die Schluchten, die sich hinter der Isenburg weit in den Wald verkrochen.

„Sehen Sie dort zwischen Homberg und Hainberg die knappe Bergkuppe? — Dort soll einst mein Haus stehen. Heute steht dort ein Waldhaus, und dem es gehört, der ist mein Freund.“

Wenn ich genug habe von Integral und Differential und von Verhandlung und Besprechung, werde ich an dem Fenster sitzen, Schweigen um mich im Walde, links und rechts die steinharte Vergangenheit und vor mir, über den Berg hin, Gegenwart und Zukunft meines Landes.

Doch das ist noch weit hin — und wir haben kein Recht, daran zu denken. Es ist ein gefährlicher Platz, auf dem wir sitzen — man sollte ihn abzäunen oder ihn nur für Greise freigegeben —.“

„Oder man sollte die Kinder hinführen mit ihren Lehrern“, sagte Annemi. „Ich danke Ihnen für diese Stunde, die mir mehr gezeigt hat als Vergangenheit und Zukunft, die —.“

Sie unterbrach sich, stand auf und schritt den Berg hinab. blieb stehen und machte sich an einem Strauch zu schaffen, kam starken Schrittes zurück.

Sie sah Condorf lange an, und es war, als warte sie auf ein Wort von ihm.

Endlich sagte sie: „Wir Frauen brauchen von Zeit zu Zeit das Bewußtsein lebendiger Kraft. Es hilft uns bei unsern Entschlüssen. Sagen Sie noch jetzt: Jeder Mensch in diesem Lande tut seine Pflicht?“

„Er sollte es tun“, sagte Condorf einfach.

„Auch wenn er daran zugrunde gehen könnte —?“

„Der Mensch muß nicht leben — das Land muß leben.“

Der Anschlag.

Es ist kein Kunststück, diese Leute zusammenzuschweißen. Ein Wink mit dem Finger. „Heute Abend bei Mrazek im dritten Stock um sieben Uhr. Was? — Parteiversammlung in der Wohnung? Warum nicht im Klublokal? — Oder Leseabend? Diese blöden Theorien. Man hat Schmach im Bauch, nichts sonst —.“

„Der Traut hat uns was zu sagen.“ — „Ist Traut wieder hier?“ — „Seit gestern.“

„Gut — ich komme und bring Christian mit und noch ein paar dicke Leute.“

Um sieben sitzen sie schon unter der Lampe um den Tisch und in den Ecken. Auf dem Sofa, wie ein Bär, schulterbreit, gewaltig, Gottlieb Traut. Im leisen Gespräch mit Knut Ewiffen. Der blinkt ihn aus verzehrten Augen an.

„Warst du wieder in Rußland, Gottlieb?“

„Nein.“

„Hast du neue Anweisungen? Was macht Petrowski so lange in Moskau?“

„Er ist dort in der Funktionärschule. Aber er wird in Oberschlesien angesezt.“

„Wann schickst du mich denn endlich hin?“

„Wenn du mich mal erst ruhig ansehen kannst, mein Junge. Nicht dieser Blick, der alle auffressen will. Mehr Kopf, Grips — lies mehr —!“

„Ich lese den ganzen Tag und die halbe Nacht.“

„Lies weniger.“ —

Und dann sprach Traut.

Dieser Traut aber ist heute ein Rätsel. Wo ist der Mensch der großen Gebärde geblieben, der mit Donner und Blis über die Zeit fuhr, sie aufbrach zwischen seinen gewaltigen Kiefern, um ihre Hohlheit allen sichtbar zu machen? Dieser Traut da vor ihnen war ein fremder Mensch, zu dem sie Abstand fühlten. Oder war Rußland eine Krankheit, durch die man hindurch mußte?

Gottlieb Traut, der Heimkehrer, hatte ihnen etwas zu sagen. Aber mochte es diese leise, fremde Stimme sein, oder die bis zur Ernüchterung getriebene Rauschlosigkeit seiner Gedanken, oder die auf befremdliche Art fühlbare Kälte seiner Augen, die ohne gütige Feuchte zu sein schienen, — irgendwie fühlte man Fernsein, ein Abstand von ihrer Art, ein Hinüberheben über sie. Obgleich sie heimlich nach dem Kameraden in ihm suchten, vergeblich suchten — denn dieser breitschultrige Mensch dort auf dem grünen Plüschsofa sprach in einer verlegenden Art über sie hinweg —, wurden sie immer dichter mit ihm verbunden. Als er gar einmal eine glatte Frage des Abends an sie richtete, antworteten sie in drängender Eile alle auf einmal. Sie wuchsen an ihn heran mit der Unmittelbarkeit eines Sturzes. Bedingungslos.

Eine Stunde sprach Traut, dann lehnte er sich tief in die Polsterdecke zurück und schwieg. Dieses Schweigen war wie eine Prüfung und ein Bekenntnis. Langsam wanderten seine Augen von einem zum andern. Sein kalter Blick stieß hinein, bohrte bis in den Grund und kroch ganz langsam zurück und ließ ihn hilflos liegen: Karl, Wenzel, Paul, Gustav, Stachu —.

Einmal stand seine Stimme wieder im Raum.

„Ich habe da noch eine Kleinigkeit.“

Ihr habt alle von diesem Condorf gehört und der Schnellhahn. Baut er sie etwa für euch, glaubt ihr, daß ihr einen Greisfahrtschein bekommt für eine einzige Fahrt? Ihr habt sie zu bauen — und dann schert euch zum Teufel.

Mit eurem Schweiß könnt ihr die Schienen einsetzen. Eure Flüche geben ihm den Strom, damit der dickbauchige Bourgeois in den Polstern bequemer von einem Laden in den anderen gelangen kann, von einer Bar in die andere.

Dieser Condorf hat die schärfsten Treiber angestellt, und ich versichere euch, daß er vor Jahr und Tag so viel hatte an Vermögen wie ich und du.

Heute faust er im Auto durch die Straßen, daß ihr dankbar seid, wenn ihr nicht von seinem Pneu an die Wand geschmissen werdet. Diesen blühenden Kapitalistengarten wollen wir tüchtig durchroden.

Elf Arbeitsstellen sind da. Hier ist der Plan — und auf jede Stelle setze ich zwei von euch an.

Was ihr zu tun habt, wißt ihr — — — So, hat jemand noch eine Frage?“

In der Ecke rückte ein Stuhl, ein Mann sagte:

„Zu welchem Termin sollen wir die Leute fertig machen?“

„Ich gebe euch das Signal“, sagte Traut, stand auf und trat hinter dem Tisch herum, ins Zimmer.

„Merkt euch die Stationen, die ich nenne“ — und er gruppierte sie nach dem Maß ihrer Fähigkeit, ihrer Härte und ihres Wizes in Gruppen zu zweien, schob sie an sich vorbei, gab ihnen ihre Plätze an: „Sieben, drei, neun, acht, elf —. Morgen Abend erwarte ich eure Fragen, bis dahin hat jedes Paar sich seine Stelle angesehen. Dann erhaltet ihr genaue Anweisung.“

Sabotage!

Condorf hört das feine Knistern im Gebälk. Noch steht der große Bau, den man die Wirtschaft nennt, fest und untadelig. Die Front strahlend erleuchtet von vielen Schein-

werfern. Durch alle Stockwerke dieses Giganten, durch alle Fahrstuhlschächte geistert das bleiche Gesicht der Arbeit. — Noch werden in den Konferenzzimmern Eingänge besprochen, in den Empfangszimmern Aufträge vergeben. Noch dröhnt das ganze Bauwerk vom unerhörten Lauf brausender Dynamos, Dampfmaschinen, Explosionsmotoren.

Tag und Nacht schüttet das laufende Band Erzeugnisse von Millionen arbeitender Hände hinaus über das Land, — auf und ab rasen die Förderkörbe, schlagen kreischend gegen die Spurlatten, zucken durch die Bliglichter der Güllörter, stehen zitternd und schweigend an den Hängebänken, genau so lange, um ihre Wagen auszuspeien. Keine Sekunde länger. Stürzen ab. Sind wieder da. Auf und ab.

Noch rollen die Züge in unabsehbarer Länge Tag und Nacht hinaus ins Land, achtzehntausend pro Tag, bergvoll beladen mit Kohlen, Maschinen, Geräten, Konstruktions teilen unerkennbarer Art, tragen Signierungen nach Sao Paulo, Minepool, Chartum, Cinat, Changhai, Tokio —.

Die Scheinwerfer beleuchten strahlend das gewaltige Bauwerk. —

Aber in den einsamen Büros hinter den ledergepolsterten Türen sitzen die wenigen, die den Pulsschlag der ganzen Welt fühlen. Sie horchen, rechnen, vergleichen. Vor ihnen die Fieberkurven. Jemand etwas stimmt nicht, die Kurve zuckt, fällt, steigt. Sie suchen nach der Ursache, stemmen sich mit verbissener Wut gegen den Sturz.

Condorf sitzt in seinem Büro, hört das Knistern im Gehälf. Rechnet: Drei Monate habe ich noch Zeit. Was dann kommt, ist unberechenbar. Niemand weiß, woher es kommt. Niemand kennt seine rechnerische Größe. Niemand seine Dauer. Jemandem Tier kriecht auf uns zu. Krieg? Streik? Revolution? Was es auch sei. Drei Monate habe ich noch Zeit: Ich werde das Tempo verdoppeln!

Als Condorf im Begriff war, ins Bett zu gehen, rasselte das Telephon lang und herrisch. Condorfs Augen wurden klein und schmal.

Station III meldete, daß soeben das Pulverhaus in die Luft gegangen sei, — man habe sofort — — —.

Condorf wurde bleich, die Kinnladen mahkten. Das ganze Gesicht wurde zusammengerissen von einem gewaltigen Willen.

Als er an die Station kam, die weitab von dem Häusergewirr eines Dorfes fast auf freiem Felde lag, stieß er auf ein Gewirr aufgeregter Menschen. Arbeiter ohne Jacke und Schuhe liefen umher, Gruppen von Leuten in erregtem Gespräch. Rufen, Kommandos — Gelächter.

„Wo ist der Leiter?“

Der gelbe Baroper Chinese war nirgends zu finden. Die Unfallstelle selbst war ein Riesenkrater, den die Polizei in weitem Umkreis abspernte.

Arbeiter rammten Pfosten, zogen Drähte.

Condorf rief nach dem Vertreter des Stationschefs. Ein langer, schmalschultriger Ingenieur meldete sich. „Sind Menschen verunglückt?“ herrschte er ihn an.

„Wächter 1 ist nicht zu finden, Wächter 2 lag hinter dem Materialschuppen. Er ist schwerverletzt und sofort abtransportiert worden.“

Condorf schritt durch die Absperrung der Polizei, die ihn hindern wollte, untersuchte die Doppelumzäunung der Gefahrezone. fand keine Unterbrechung. Ließ sich die Stellen zeigen, wo man den Wächter gefunden hatte. Sagte zum Ingenieur: „Sabotage!“, sonst nichts.

Die Nacht war um keine Minute länger. Nur daß Condorf ein wenig bleicher war, als Haymann ihn am Morgen abholte.

Die Probefahrt.

Auf dem Geleise stand der erste Probzug. Drei gelbe Riesenwagen mit blinkenden Fenstern. Die Wucht dieses

Stahlkolosses war ohne Vergleich. Mit dem an der Spitze eingezogenen Sturmkopf und den zusammengekniffenen Fenster- augen war er der stahlgewordene Stürmer.

Plötzlich erscholl ein Sirensignal, und als sei dies ein Befehl, kamen aus den langen Schuppen von allen Seiten Männer auf den Zug zu, schwangen sich auf die Trittbretter, stiegen ein. Wohl zwanzig in jeden Wagen.

Annemi drehte unauffällig ihren Kopf hin und her. Sie suchte über die Wagenfenster hin nach dem einen Gesicht, sie suchte es vor dem Lagerschuppen, über den langen Gleisrampen — aber sie fand es nicht.

Pippert bat einzusteigen. — In diesem Augenblick kam ein Auto angestürzt. — Annemi wußte mit dem Gefühl ihrer Sicherheit, wer auf die Minute pünktlich erschien. Dieser Mann hatte nie eine Sekunde zu verschenken. Condorf kam ihr in schnellen Schritten entgegen und reichte ihr beide Hände. Ein tiefes Glücksgefühl strömte von diesen Händen aus.

Vom Triebwagen kam das zweite Signal. Dieses Signal war in seinem Aufheulen bezeichnend für Condorfs Werk. Keiner hatte das Recht, warten zu lassen. Auch Condorf nicht.

„Man mahnt uns“, sagte Annemi lächelnd. Condorf nickte nur: „Brüggemann hat seine Anordnungen.“

Man stieg in den Vorderwagen, in dem nur wenige Männer saßen. Annemi schritt durch den langen Gang, begrüßte jeden in ihrer frischen Art. Condorf tat ein Gleiches. Er war nicht mehr als sie, er war Arbeiter wie sie, Meister vielleicht, Ingenieur, und diese Männer fühlten diese innere Zusammengehörigkeit. Wenn er auch kaum je einem die Hand gereicht hatte, wie jetzt — so war doch kein Gegengruß tiefer und ergebener, als es sich für Männer ziemt. Sie hatten sich tausendfach erprobt und konnten sich aufeinander verlassen. Sie waren Männer und grüßten sich so.

Wenn man sich ein wenig abseits setzte, geschah es, weil diese Frau — —

Brüggemann stand im Führerstand vor seinen Apparaten. Er drückte ein drittes Mal auf den Sirenenknopf — sah eine Weile auf die Uhr — schaltete ein.

Als ob eine weiche, aber ungeheure Kraft den Zug vorwärts riß, so stürmten sie davon. Jagten an Baracken und Schuppen vorüber, ließen mit einem weichen Schwung in die Hauptstrecke ein.

Jetzt erst begannen sie zu fahren! Der Zug stürzte sich wie ein Dämon in das Land, riß durch die Gewalt seiner Saugkraft Staub und Dreck und kleine Steine hinter sich hoch und trug sie in zerfetzter Schleppe hinter sich her. Immer stärker wurde der Anzug. Die Motoren heulten höher, bis diese ganze Granate aus Stahl und Glas einen Klang hatte wie eine überspannte Saite.

Brüggemann hob die geschlossene Faust über die Schulter, — hundert Kilometer Geschwindigkeit. — Die Masten der Stromleitung wippen in lautlosen Schlägen an ihnen vorüber, die Trasse stieß auf die vielgleisige Strecke der Reichsbahn, führte mit ihr parallel. Güterzüge mit Kohlenbergen standen mitten auf der Strecke. Nein — sie standen nicht, aber sie selbst stürmten an ihnen vorbei und ließen sie stehen. Silzüge ratterten, sie flogen vorüber; Brüggemann hob einen Finger über die Schulter — hundertundzehn — auf dem Nebengleise tauchte der Schlußwagen eines Fernzuges auf. Erschrockene Gesichter an den Fenstern. Seine Maschine mühte sich mit irrsinnig schlagenden Kolbenstangen, die Fahrt mitzuhalten, stieß vor Wut schwarze, dampfende Wolken aus und war vorüber.

Plötzlich stürzte der Zug in die Nacht. — Im selben Augenblick sprühten automatisch die Lichter im Zuge auf, ließen diesen Raum in seiner ganzen hellen Behaglichkeit erschauen.

Die Ingenieure am Ende des Wagens sprachen miteinander, lachten. Pitter Moritz hatte die Füße auf den Knien geballt, sein Gesicht war ängstliches Lauschen — Lauschen auf

dieses Dröhnen und Schlagen, das von den Steinwänden zu ihnen hereinschlug. Gespannt sah er auf die vorbeischießenden Lichter, die in ihrem hellen Momentblitz deutlich die Höhlen zeigten, in denen Männer standen. Plötzlich blendete Taghelle die Augen. Der Zug riß sich ans Licht, und als sei er jetzt erst frei, stürmte er mit erneuter Kraft davon. Alle sahen, daß Brüggemann zwei Finger über die Schultern hob. Mit hundertzwanzig Kilometer fiel der Zug in die Weiche. Legte sich zur Seite, riß sich ungemeinert durch die Kurve, stürzte wieder in Nacht. In diesem Tunnel schien sich die Geschwindigkeit noch zu erhöhen — brach in den Tag — fiel immer noch vorn über, daß der kleine Architekt krampfhaft den Sitz umklammerte, und dann war es, als mache der Zug einen Luftsprung. Die Erde, diese rasende Erde sank unter ihnen fort, das Rollen der Riebräder unter ihnen verstummte. Der ganze Zug, diese ungeheure Eisenmasse flog durch die Luft.

Man hörte ein leises Sirren über sich, ein Stahklängen — der Zug schwebte. Unter ihnen schlugen Hallendächer, Krannen, Schornsteine wie vom Drkan getroffen hintenüber. Das Gitterwerk von Hochöfen, Winderhikern, Schrägaufzügen riß sich an den Fenstern vorbei — tote Plätze, Werkbahnhöfe mit Hunderten von Waggons — ein Friedhof sonntäglich still — gestorben.

So sprang Condorf über ein Riesenwerk, das ihm Durchgang nicht geben konnte. Der Zug schwebte durch Kurven, wiegte wie eine wohlabgewogene Schaukel zur Seite, daß der Horizont in die Fenster heraufstieg. Dann senkte er sich unvermittelt, bremste sich durch Anstieg, donnerte über eine schmale Ruhrbrücke, segte über Blutgelände, stürzte in Häuser hinein, jagte sie auseinander, bremste — hielt.

Langsam steckte Condorf seine Uhr ein.

Ausklang.

Condorf saß allein im Raum. Er sank langsam in sich zusammen: Welch ein Mensch bin ich, daß Leben und Tod an mir kleben? Ist es wahr, daß ich ein Dämon bin? Ein Dämon der Arbeit, der über diesem Lande liegt, mit Brüsten und Krallen, um Leben zu vernichten? — Nein, weil ich es denken kann, bin ich es nicht! Bin ich ein Unmensch, weil ich Träger der Maschine bin? — Bin ich das beingewordene Nützlichkeitsprinzip, das große, seelenlose Etwas, das man die moderne Pest nennen könnte? — Nie habe ich mich weniger verstanden. Aber ich werde suchen, bis ich es gefunden habe.

Condorf sitzt allein im Raum und denkt zum hundertsten Mal in diesen drei Tagen sein Leben durch. Immer auf der Suche nach diesem fehlenden Etwas. Aber sein Leben erscheint ihm geradlinig und ohne Kurven. — Plötzlich zuckt er auf. Ohne Kurve? — Sind es vielleicht die Kurven, die fehlen, dieses Schwingen, Hinein- und Hinausbiegen, diese bewegten Wellen?

Dann geht Condorf mit schweren Schritten die Treppe hinauf.

Vor der Tür spricht er einige laute Worte zu einem Wesen, das nicht vorhanden ist. Welch eine Stimme hat er? — Behutsam drückt er den Griff nieder, steht in dem weißen Zimmer. Ihm ist, als habe er es nie verlassen. Im Bett sitzt Annemi aufrecht und starrt ihn mit flackernden Augen an.

Nie hat er später gewußt, was er gesagt hat, nie hat er verstanden, daß sie alles ertragen konnte, ohne irrsinnig zu werden. Das Leid dreier Tage hat er über sie geschüttet und dreier Nächte, in denen er durch das Land gelaufen ist, im Suchen um den Sinn seines Lebens. Dieses Leben, das tausendfach von den Menschen verflucht und begraben wird. Er weiß nur, daß er an ihrem Bett kniet und seinen Kopf auf ihren Händen liegen hat. Nicht er ist der Helfer — er ist der Kranke, der seine ganze, erbärmliche, müde Seele ausschüttet; und sie, die Kranke, sitzt aufrecht im Bett und tröstet ihn. Oh, über das Geheimnis der Frauenseele, ihre Schwäche und ihre unermessliche Stärke!

„Erzähle mir von draußen —.“

„Draußen“ — ist Condorfs Werk, „draußen“ — sind die Bahn und die Anlagen.

Condorf hat seinen Kopf erhoben — sieht wie ein fremder Mensch in die geheimnisvollen Augen der Frau, die keine Anklagen haben für ihn. Er ist gegangen, um wiederzukehren. Sie hat auf sein Kommen gewartet — unertragbar, bis die Kraft sie verließ, — und doch keine Anklage.

„Erzähle von draußen“, sagt Annemi ruhig.

Und er liest etwas aus seinem Hirn ab, das dort steht, aber das er noch nicht begriffen hat. Der Professor hat ein Serum gefunden. — Der Streik will zu Ende gehen. — Hesse hat die Giftquelle entdeckt.

An diesen Gedanken klammert er sich; es scheint, daß ihm dieses den tiefsten Eindruck macht. „Immer haben wir die Katalysatoren untersucht, ehe wir sie hineingaben in den Prozeß, und wir wußten, daß sie frei waren von Gift, — aber sie haben sich im Laufe der Zeit selbst vergiftet, langsam, erst in fünf, sechs Wochen. Darum fanden wir es nicht.“

„Du wirst ein neues Mittel finden.“

„Es ist nicht nötig. — Wir brauchen das bekannte nur jede Woche zu erneuern.“

„Dann könntest du weiterarbeiten?“

„Ja!“ sagt er, und es ist, als stieße er ein schweres Tor auf.

„So wird Hans Condorf seine Arbeit haben, und die Arbeit wird Hans Condorf wieder haben. Es wäre die Einheit.“ Condorf starrt sie unglaublich an.

„Warum sprichst du immer von mir und meinem Leid, warum sprichst du nicht von dir?“ Untragbar scheint ihm alles.

„Von mir? Was sollte ich von mir sprechen. Ich liebe dich und darum habe ich kein Anrecht an dir. Recht an dir hat nur dein Schicksal, und das ist die Arbeit. Ich will warten, bis deine müden Stunden kommen, dann will ich dich zu mir nehmen in die große Ruhe und dich wieder auf den Weg führen. Das ist das höchste Glück. Wir Frauen des Ruhrlandes haben unser Schicksal, wie ihr Männer. Unsere ewig verschleierte Sonne ist nicht zum Rosen geeignet. Man kann hier nicht in Wiesen liegen, über denen der Falter fliegt, — wir sind nicht Geliebte träumender Männer, wir sind von Kind an Mutter und Frau. Unseren Vätern, unseren Männern. Wir sind die ewigen Erhalter dieses Landes, damit ihr den Mut nicht verliert und bei euch bleibt. Darum gehören wir zu euch, zu eurer Arbeit, zu diesem Lande, wir armen, reichen Frauen. — Ihr würdet euch einander zerreißen und würdet Chaos schaffen.“

Das ist unser Schicksal: euren Weg rein zu halten.“

„Und die Liebe?“ fragt Condorf hungrig, wie man ein Orakel fragt.

„Die Liebe?“ fragt Annemi in die Ferne hinein.

„Als ich vor drei Tagen in der Nacht vor deiner Anlage stand, weil ich glaubte, daß du kommen müßtest, Stunde um Stunde, da habe ich gefühlt, was die Liebe dieses Landes ist: Warten!“

Euch ist das Warten ein Gespenst, weil es euer Schreiten hemmt, uns ist es die Zeit vor Sonnenaufgang, rein und heilig von der Nacht her und sehnsüchtig über den Tag hinaus.“

„Und wenn wir kommen?“

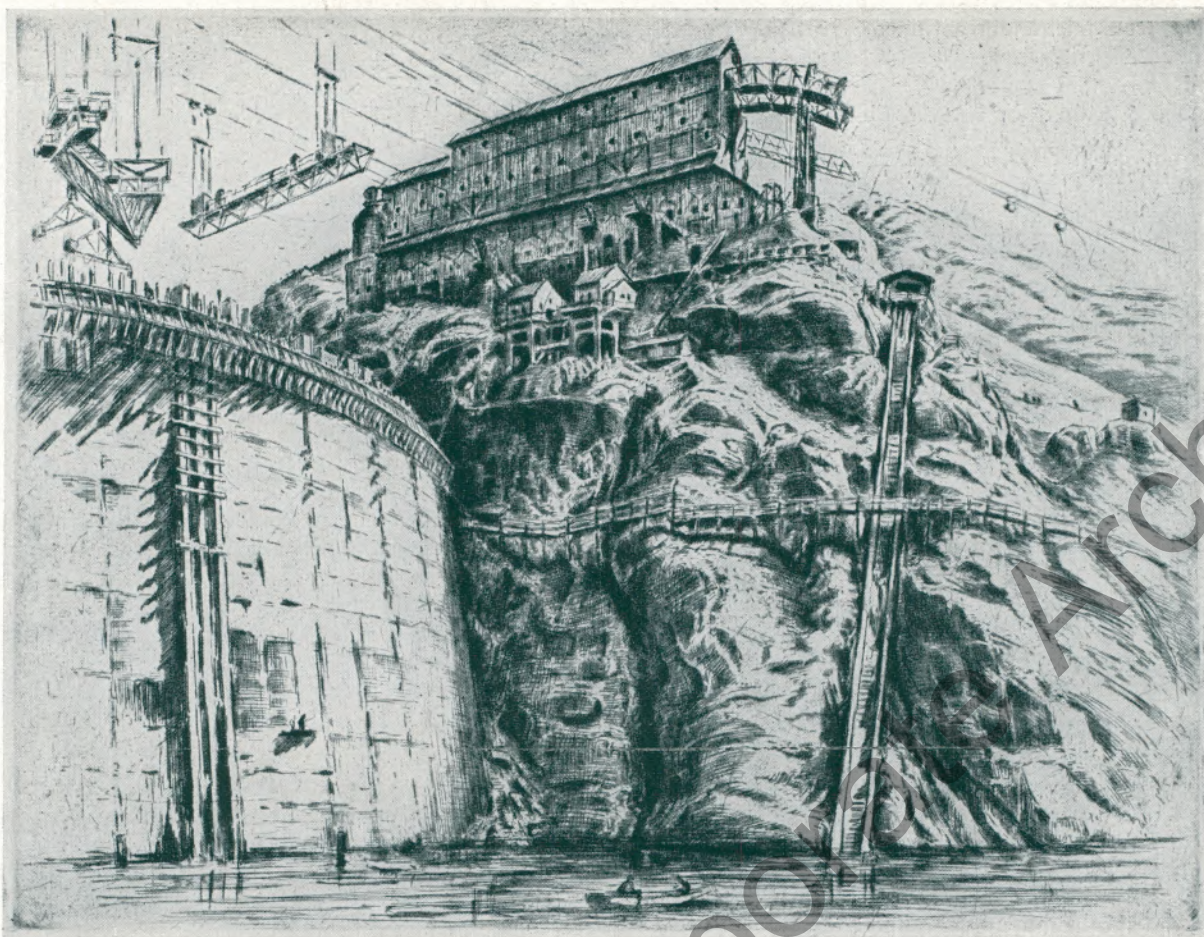
„Dann ist es das Glück!“

Sie zog seinen Kopf an sich, küßte ihn lange. —

In die Stille hinein klang fern und weit eine Sirene, die ihre tausend Schwestern aufrief zum brausenden Orgelton, der mahnend über das Land stieß.

Condorf hob lauschend den Kopf.

„Ja“, sagte er — und noch einmal „Ja!“ — als gäbe er Antwort auf einen Ruf.



Bau der Spitaltamm Sperre.

Radierung von H. Kupferschmid.

Die Technik in der ausländischen Lyrik.

Von Dipl.-Ing Dr. Heinrich Hardensett.

II. Der angelsächsische Kulturkreis.

(Schluß.)

1. England.

In England sind die ersten entscheidenden Schritte zur modernen Technik hin getan worden. Schon Francis Bacon (1561—1626) fordert die experimentelle Naturwissenschaft und entwirft in „Neu-Atlantis“ ein utopisches Bild der Zukunft, das die meisten späteren Erfindungen in Gedanken vorwegnimmt. Englische empirische Philosophie, englische Moral und englischer Puritanismus, englisches Staatsdenken und Staatsleben und englische Wirtschaftstheorien schaffen die geistigen Voraussetzungen für den Übergang von der spielerischen Technik des Barock zur ernstesten Technik des Dampfes und der Textilmaschinen. Diese geistigen Haltungen spiegeln sich auch in der Lyrik, stehen aber nur in einer entfernten Beziehung zur Technik.

Die ersten Großtaten der neuen Technik, also in England die Schaffung der Dampfmaschine von Savery über Newcomen zu Watt und die Textilmaschinen, werden wie überall auch von lyrischen Äußerungen begleitet, die jedoch mehr Kulturkuriosa als ernsthafte Materialien für die geistige Auseinandersetzung mit dem Problem der Maschine sind. Interessant ist das 1793 zu Dublin erschienene Lehrgedicht „The botanic Garden“ des Erasmus Darwin (1731—1802), das sich eingehend mit der Dampfmaschine befaßt.

„Ihr befahlt den kalten Dämpfen, die schnelle Ausdehnung anzuhalten,
Und verdichtetet die große Menge des Dampfes zu einem Tropfen.

Gepreßt von der schweren Luft, fällt der Kolben
Widerstandslos, durch seine eisernen Wände gleitend;
Schneller schwingt die ausbalancierte Stange von Riesengeschlecht

Ihre ungeheuren Glieder, und das Nicken erschüttert die Erde . . .

. . . Bald wird dein Arm, unbefiegender Dampf, weithin
Die langsame Barke ziehen oder den schnellen Wagen antreiben;

Oder auf weit wehenden Flügeln ausgebreitet tragen
Den fliegenden Wagen durch die Gefilde der Luft . . .“

(R. Kraushaar.)

Aber die neuen technischen Erfindungen brachten auch gewaltige soziale Umwälzungen mit sich. So kam es zu Revolten, zu Maschinenstürmereien. Die schlimmsten Aufstände zwischen 1811 und 1815 heißen nach dem angeblichen Führer Ned Lud „Ludditenaufstand“. Aus dieser Zeit stammt wohl das Gedicht Leads gegen die Dampfmaschine, das Engels uns übermittelt hat:

„Ein König lebt, ein zorniger Fürst,
Nicht des Dichters geträumtes Königsbild,
Ein Tyrann, den der weiße Sklave kennt,
Und der Dampf ist der König wild.

Er hat einen Arm, einen eisernen Arm,
Und obgleich er nur einen trägt:
In dem Arm schafft eine Zauberkrast,
Die Millionen schlägt.“

Allmählich nahm in den nächsten Jahrzehnten die Maschinenstürmerei infolge scharfer Gesetzgebung gegen Aufstände und infolge der Entwicklung einer Gewerkschaftsbewegung ab. Die schlechten sozialen Verhältnisse jedoch blieben und riefen eine sozialkämpferische Lyrik hervor, die zum Teil von auffallender Schärfe ist und in deren Reihen die repräsentativsten Lyriker der Zeit mitkämpfen. Während die zeitgenössische französische soziale Lyrik mehr politischen Charakter hat und sich zumal der besonderen Form des Chansons bedient, ist die englische soziale Lyrik mehr von einem empörend humanitären Bewußtsein getragen, das die große lyrische Form bevorzugt. Sie liefert der deutschen revolutionären Lyrik der achtundvierziger Jahre manches Motiv.

P. B. Shelley (1792—1822) empört sich 1819 anlässlich der blutigen Auflösung einer Arbeiterversammlung zu Manchester in einem großen Gedicht mit dem bekannten Motto: „Sie sind wenige, ihr seid viele!“ Elisabeth Barrett Browning (1809—1861) gibt mit ihrem ergreifenden 15zeiligen Gedicht „Der Kinder Weinen“, dessen Ruhm bis Amerika drang, den Anstoß zu einem Geseß gegen die Kinderarbeit. Die Kinder klagen:

„Dröhnend Tag für Tag die Räder gehen,
Und ihr Wind unsauft uns schwer,
Bis uns schwindelt, bis sich um uns drehen
Alle Wände rings umher;
Und der Himmel in der Fensterecke,
Und der Lichtstrahl an der Mauer hin,
Und die schwarzen Fliegen an der Decke,
Alles dreht sich — und wir mitten drin.
Tag für Tag die Eisenräder dröhnen,
Flehend schrei'n wir oft hinauf:
O, ihr Räder (wie sie herzerreißend stöhnen!),
Seid für heute still! Hört auf!“

(H. Scheu-Rieß.)

Diese sozial-anklägerische Lyrik zieht sich dann weiter durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch bis zur Gegenwart hin, ohne jedoch wesentlich Neues auszusagen¹. Die sozialen Verhältnisse bessern sich, und auch der Dichter wird zukunftsfroher. A. Tennyson (1812—1892) prophezeit 1842 in „Locksley Hall“:

„... So, wie weit ein Menschenauge spähend in die Zukunft
dringt,
Taucht' ich unter in die dunkle, sah die Wunder, die sie bringt.
Sah Verkehr die Himmel füllen, sah Fregatten sie befahren,
Zaubersegel hoch im Äther, niederwehend mit prächt'gen
Waren.

Hörte Schlachtruf in den Wolken, und herab flog blut'ger Tau
Von der Völker luft'gen Flotten, die sich stritten hoch im Blau.

... Bis die Fahnen still sich senkten, bis die Trommel ausgegellt
In dem Parlament der Menschheit, in dem Bundesrat der
Welt!

¹ Eine kurze Zusammenstellung bis zur Gegenwart findet man bei Karl Arns: „Soziale englische Lyrik“, 1928, 32 Seiten, und „Neue soziale englische Lyrik“, 1926, 23 Seiten, ferner in Freiligraths zahlreichen Übersetzungen.

Bis die Mehrzahl, die verständ'ge, Wahn und Tyrannei besiegte,
Und bis ein Geseß die Erde friedlich in den Armen wiegte!
... Mutter Zeit (wie kannt' ich meine!), führ' hinaus, was du
begonnen:
Spreng die Berge, roll die Wasser, wirf die Blitze, wäg die
Sonnen!“

(F. Freiligrath.)

Aber die Romantik — Locksley Hall — mit ihrer Flucht aus der Gegenwart war mit Tennysons tapferer Absage noch nicht überwunden. Ästhetische Bedenken, vor allem gegen die Hässlichkeiten der Industrialisierung, überwiegen nun auch in England — verspätet gegen Deutschland und Frankreich — die sozialen Einwände. „Für Ruskin war die Ästhetik Sache der Moral, und mit moralischem Pathos fordert er die Verbanung der Schornsteine und die Verschönerung der Straßen.“ Ruskin will eine Art mittelalterlichen Gemeinwesens beleben, Morris hingegen will von der Maschine zurück zum sorgsamem Handwerk städtischen Bilden, Carlyle fordert eine innere Aristokratisierung der Arbeit. W. Morris hat seinem Willen auch lyrischen Ausdruck gegeben, unter anderem in den Gedichten „Juni“, „Der Marsch der Arbeiter“, „Der kommende Tag“, „Ein Sang für Sozialisten“ und „Vom Märzwind getragen“.

Englands insulare Lage und seine Schifffahrt spiegeln sich auch in der Lyrik, aber merkwürdigerweise befaßt sich kaum ein Gedicht mit moderner Seefahrt. Fast alle die zahlreichen Seegedichte von E. Spenser über Burns, Scott, Moore usw. bis zu Morris und Swinburne und den Modernsten sind entweder rein landschaftliche oder stimmungsmäßige oder balladische Schilderungen der Segelschifferei. Auch die aus Kolonialerlebnissen erwachsene Lyrik ist mehr den erotischen Reizen als der modernen Technik zugewandt. Nur bei R. Kipling (geb. 1865) finde ich einiges. Da ist der Refrain:

„Wo die alten Schiffe liegen,
Deren Räder so rumoren!
Wo die Silberschiffe fliegen
Draußen vor den Tempeltoren!“

(M. Möller.)

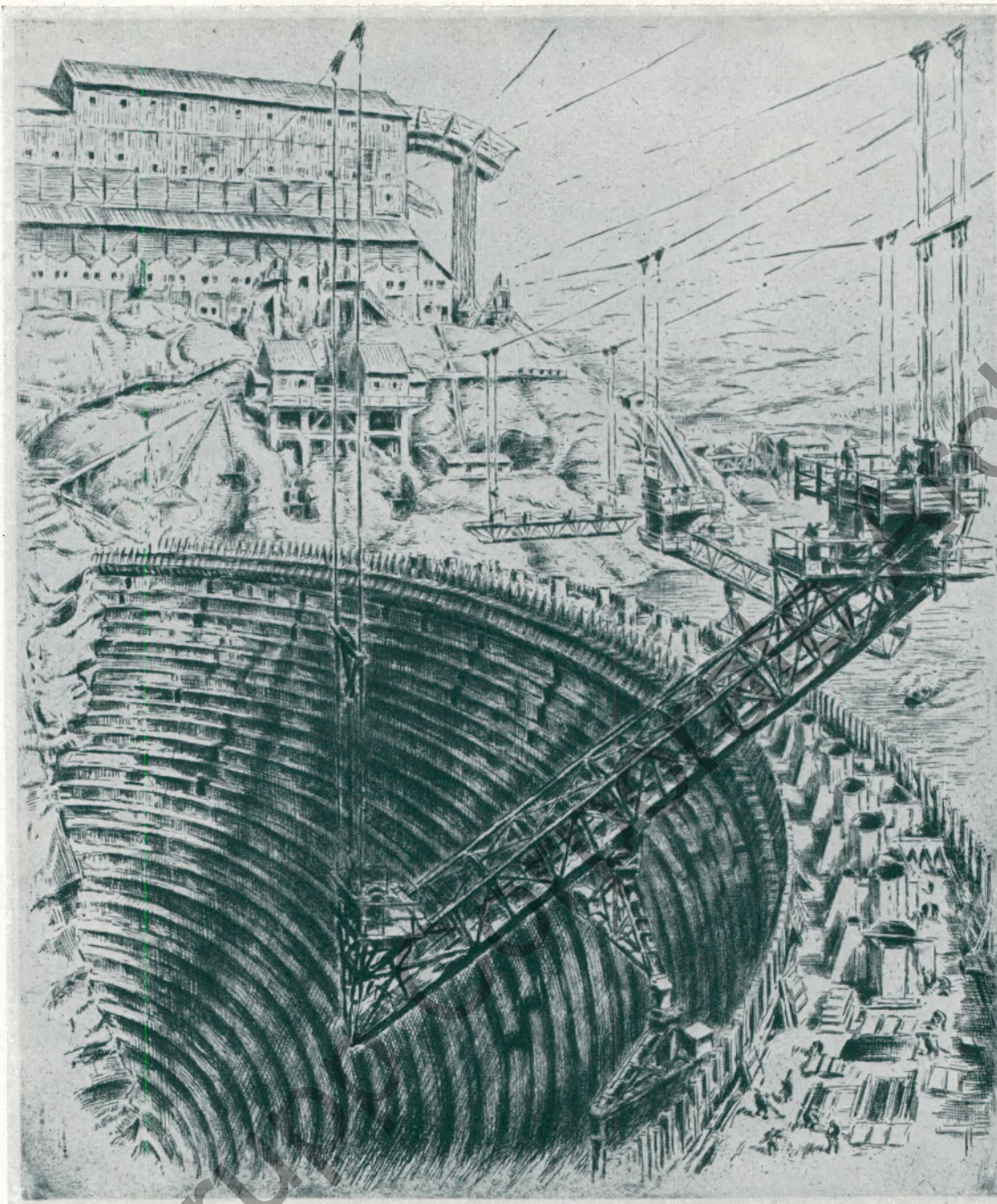
Oder aus dem „Geheimnis der Maschinen“:
„Aber streng ist das Geseß, das uns geboren.
Wir kennen weder Liebe, Mitleid noch Gewissensnot.
Keine Lüge können wir in uns verbergen.
Wer uns bedient, beachte dies: ein Fehlgriff ist sein Tod.
Wir sind mehr als Vaterland und König —
Beugt euch, ihr da unter unsern Kolbenstangen!
Denn unser Griff verändert alles auf der Erde —
Nur daß wir keinen Thron in einem Himmelreich verlangen.
Noch leben eure Götter hinter unserm Rauch und Dampf,
Der schwindet — klar erkennt ihr dann die Kräfte jedes Weltgestirns.
Denn wir — trotz aller Größe, trotz Gewicht und trotz Gestampfung —
Sind weiter nichts als Kinder eures wolkenlosen Hims!“

(R. Kraushaar.)

Die moderne englische Lyrik seit der Jahrhundertwende versucht sich in allen möglichen Haltungen und Stilen. Sie wirkt dadurch fast chaotisch. Besondere Beziehungen zur Technik sind nicht ersichtbar². Gelegentlich wird moderne Schiffstechnik gestreift. Frau Stella Wolfe Murray gibt 1925 eine Fluganthologie heraus mit dem Titel „The Poetry of Flight“. Da singt R. M. Montgomery:

² Siehe Karl Arns: „Jüngstes England“.

Bau
der
Epital-
lamm-
sperre.



Radierung
von
H. Kupfer-
schmid.

„Bruder bin ich allem, was fliegt.
Wenn mein Flügel im starken Wind sich wiegt,
Wenn mein Motor kreist und mein Wille siegt!“

(P. Supf.)

Oder E. Hicks schildert die Erlebnisse eines Blinden, der fliegt:

„... Als es mit Schwingen heut
Brausend mich hob von hier,
Wußt' ich: Was ist die Erde
Gegen den Gott in mir!

Ich hörte das Rauschen der ewigen Zeit,
Küste der Wolken Saum,
Sang mit den pilgernden Sternen
Im großen Raum.“

(P. Supf.)

Zusammenfassend muß man feststellen, daß die englische Lyrik seit ihrer großen sozialkämpferischen Zeit nicht wesentlich mehr beigetragen hat zur geistigen Auseinandersetzung mit der

Maschine. Das scheint erstaunlich, aber die Lyrik ist im modernen England ohne Gewicht und Bedeutung gegenüber dem Roman. Außerdem ist die englische Dichtung insgesamt auffallend zivilisationsmüde. „Die letzte Generation — die Generation von Wells und B. Shaw — war noch darauf vor-bereitet“, sagt der junge englische Schriftsteller Ch. Dawson 1930, „die Maschine zu idealisieren und Hoffnungen in eine mechanisierte Utopie zu setzen. Die gegenwärtige Generation hat diese Hoffnung verloren, ihre Einstellung . . . ist ausgesprochen feindlich gegenüber den Idealen des Mechanismus und der standardisierten demokratischen Kultur. Aber diese Reaktion ist völlig negativ . . .

Unsere Epoche ist vorüber,
Ein Kreis der Evolution ist beendet,
Unsere Aktivität hat ihre Bestimmung verloren . . .
Denn unsere Welt ist tot,
Und wir wissen nicht, wie wir weltlos leben sollen.“

2. Nordamerika.

Die nordamerikanische Kultur war in den östlichen Staaten, in Neuengland, stets stark von Europa, vor allem von England abhängig. Die Lyrik vor der Besiedlung des Mittelwestens ist deshalb auch dort, wo technische Dinge verwendet werden, ganz nachempfindlerisch, zumal die eigentliche Industrialisierung Nordamerikas erst nach dem Bürgerkrieg (1861—1865) beginnt und der neuenglische Puritanismus hemmend wirkt. Der erste Vertreter des „Grenzertums“ und des Mittleren Westens, Walt Whitman (1819—1892), ist zugleich der erste spezifisch amerikanische Dichter, der einzige amerikanische Lyriker von Weltgeltung und der einzige, der europäische Lyrik befruchtete. Erstaunlich ist es, festzustellen, daß sein Hauptwerk „Grasbalme“ schon 1855 erschien, ein Werk, das noch heute durchaus modern wirkt. Schon 1868 übersetzt F. Freiligrath Proben aus Whitman, und seine Einleitung gilt noch heute: „Der erste, der einzige Dichter, welchen Amerika bisher hervorgebracht . . . frisch von der Küste und den großen Flüssen, frisch aus dem Menschengewühl der Häfen und Städte . . . ein große Dinge groß, wenn auch oft seltsam Verkündender . . . Der Ton rhapsodisch, prophetenhaft . . .“ Nach Whitman sollten „die durch die modernen naturwissenschaftlichen Errungenschaften bedingten Veränderungen der Anschauungen und der Lebensformen, einschließlich der Technik, die Grundlagen bilden an Stelle der Lieder und Mythen der Vergangenheit“³. Obwohl eigentlich Technisches wenig bei Whitman vorkommt — da die Vereinigten Staaten eben noch nicht industrialisiert waren —, so ist er doch einer der größten Vertreter technischen Weltgefühls. Er singt schon von den großen Städten, er hört:

„Das Hoiho! der Packer, die auf den Werften die Schiffe ausladen; den Rehrreim derer, welche Anker lichten:
Das Läuten der Sturmglocken, den Feuerruf, das Klirren der heranstürmenden Feuersprizen und Schlauchwagen mit warnendem Geläut und bunten Lichtern;
Die Dampfpfeife, das dumpfe Rollen des Zuges heran-
nahender Waggons . . .“ (F. Schlaf.)

Er ist überall,
„Wo die Hüttenhämmer krachen, wo die Druckerpresse ihre Zylinder wirbelt,
Überall, wo das Menschenherz mit furchtbaren Wehen unter den Rippen hämmert,
Wo der birnenförmige Ballon hoch oben in den Lüften schwebt (Ich selber schwebte in ihm und schaue ruhig hinab),
. . . Wo das Dampfschiff seine lange Rauchfahne hinter sich herzieht,
. . . Ich verstehe die großen Herzen der Helden,
Die Tapferkeit der gegenwärtigen Zeit und aller Zeiten . . .“ (F. Schlaf.)

Die gewichtigste moderne amerikanische Lyrikergruppe, die des Mittelwestens, geht direkt auf Whitman zurück: Sandburg, E. L. Masters und Lindsay. E. Sandburg (geb. 1878), schwedischer Abstammung, veröffentlicht 1916 „Chicago Poems“ und 1920 „Smoke and Steel“. Eine Probe aus „Rauchnächte“:

„Feuer rennt heraus, rennt herein, rennt überall hin,
Und der Stahlbarren wird zur Kanone, zum Rad, zum Nagel,
zur Schaufel,
Zum Ruder unterm Meer, zum Steuer der Luft.
Dunkel ist das Herz des Eisens
Durch Dampf und Menschenblut.
Pittsburgh, Youngstown, Gary — sie machen aus Menschen
ihren Stahl!

Dampf und Blut ist die Mischung des Stahls.
Der Vogelmann summt
Im Blauen; Stahl singt
Ein Motor und surrt.“

(E. G. II.)

³ Nach H. Mutschmann.

Auch bei den neuenglischen Modernen findet sich gelegentlich Technisches, aber nur gelegentlich, während die Whitman-Nachfolger für das Verhältnis des modernen Amerikaners zur Technik repräsentativ sind. Ausgehend von Whitman, haben sie vieles, was sich auch im russischen Futurismus findet: völlig freier reimloser Vers, Tempo, Elemente des Alltags in Geschehen und Sprache, absolute Bejahung des Technischen bei aller Sozialkritik.

Von Interesse ist auch die Negerdichtung in Nordamerika und deren Stellungnahme zur Maschine. Die Lyrik der weißen Amerikaner übernahm, zumal bei Lindsay, viel vom Rhythmus und Strophenbau der Farbigen. Bei den Negern mischen sich Angst, Einsamkeit, Verstoßensein, Haß und soziale Bedrückung mit Aufbäumung und stiller Liebe zur neuen Heimat, mit der Sehnsucht nach gleichberechtigtem Menschentum. So überwiegen soziale Probleme, wenn auch in diesem Zusammenhang technische Details oft in neuem Licht erscheinen. Eine Probe von L. Hughes:

„Wir weinen unter den Wolkenkratzern,
Wie unsere Ahnen weinten
Unter den Palmen in Afrika.“

(A. Nußbaum.)

3. Skandinavien und Niederlande.

In der skandinavischen Lyrik, die sich aus der europäischen Dichtung nicht sonderlich heraushebt, sind für die Kulturgeschichte der Technik nur Ibsen und eine gewisse modernistische schwedische Lyrik von Belang. Ibsen, dessen Dramen auch für die geistig-ethische Entwicklung des Industrialismus aufschlußreich sind, hat zumal in seiner Frühzeit in Gelegenheitsgedichten die moderne Schifffahrt behandelt. Auch einen „Ballonbrief“ in Versen schrieb er. Seine größte Ballade „Terje Vigen“ (1860) gilt unter anderem dem Krieges-seewesen von 1809. Bei dem lyrischen „Berichtstag halten über sein eigenes Ich“ liebt Ibsen Symbole aus der Welt der Technik. Bekannt ist „Der Bergmann“:

„Sels, birst weiter, Tag um Tag!
Dröhnend fällt mein Hammerschlag.
In die Tiefe muß ich dringen,
Bis mir ihre Erze klingen.“

(Ch. Morgenstern.)

Die ältere niederländische Lyrik ist von latein-klassizistischer Haltung und unter französischem Einfluß. Bei A. Berwey (geb. 1865) findet man modern Schiffstechnisches (Fischer und Segelschiffe), wie auch bei dem Dänen J. P. Jacobsen, beide bezeichnenderweise von Stefan George überfetzt. Wenn sich neuerdings deutscher Einfluß verstärkt, so ist dieses das Verdienst der Flamen. Diese haben auch auf die Holländer eingewirkt, von denen die „Unabhängigen Holländer“ auch unter französischem Einfluß von europäisch-modernistischer Haltung sind, während die katholische Gruppe europäisch-christliche Gültigkeit erstrebt, wie auch die Flamen stark religiösen und internationalen Einschlag haben.

Eine Probe aus der katholischen Gruppe, aus der „Geburt“ von J. Engelmann:

„. . . Das neue Lied, das die Seelen aufstreibt mit dem stolzen
Schwung der Fontänen,
Bebt in der feierlichen Gebärde, mit der ein Vater seinen Arm
legt um das Kind,
Es lärmt heran unter den Mammutrücken der Stationen
— eiserne Körbe emsigen Lebens —
Mit tausend Jügen, fausend vom Ende der Erde,
Es summt in den weiß gefielten Flotten, die schneiden die See
mit schwarzen Bäuchen voll leuchtenden Korns.
Zitternd steht es über den Wolken im surrenden Donner der
Aeroplane . . .“ (R. Lannes.)



Die Geburt Christi.
Kupferstich von Martin Schongauer (1450—1491).

Weihnachten in der bildenden Kunst.

Von Professor Dr. Michael Birkenbihl.

Von allen Festen des Kirchenjahres spricht keines mit solcher Kraft zum Gemüte wie Weihnachten. Weihnachten — das ist freudige Spannung und jubelnde Erfüllung, das ist das stille Glück fürsorgender Liebe und die Trautheit deutschen Familienfriedens. Weihnachten — das ist die mystische Erhebung über den Alltag, die Verklärung, nach der jegliche Kreatur ringt, und die kindliche Hingabe an die Gottheit und ihr liebliches Geheimnis. Daß diese Fülle erhabener Ideen, Bilder und Gefühle nach Ausdruck in der Kunst drängte, ist leicht begreiflich. In der Tat reicht das Weihnachtsmotiv weit zurück. Unzählig sind die Werke, die es behandeln. In der Auffassung und Darstellung freilich zeigt sich eine Mannig-

faltigkeit, welche jedes einzelne Bild zum treuen Spiegel des jeweiligen Zeitgeistes macht. Perioden kirchlicher Gebundenheit stellen die heiligen Ereignisse anders dar als Zeitalter der Weltlust. Im allgemeinen aber zeigt die Entwicklung des Weihnachtsbildes einen organischen Verlauf. Besteht es anfangs nur aus den notwendigsten dogmatischen Elementen, so rankt sich später um sie jener Schmuck, der unserem Bedürfnis nach Schönheit immer mehr entgegenkommt.

Zunächst ist die Weihnachtskunst an die Auffassung gebunden, welche die Kirche selbst von dem Feste hatte. Während der ersten dreihundert Jahre ihres Bestehens fühlte sie nicht das Bedürfnis, die Geburt des Herrn zu feiern. Sie mußte

Die Anbetung
der
Heiligen Dreikönige.



Kupferstich
von
Martin Schongauer
(1450—1491).

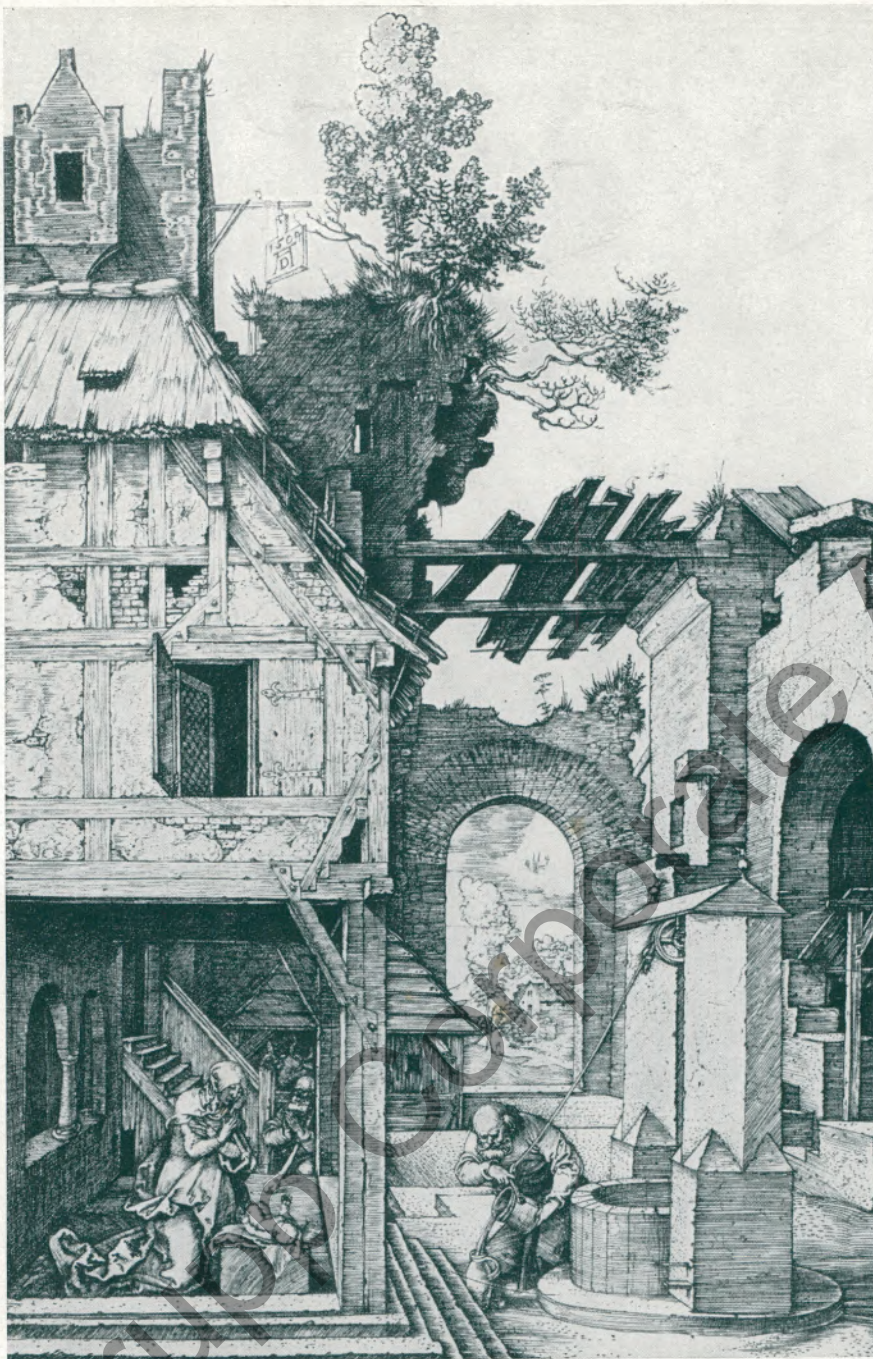
gar nicht, an welchem Tage er geboren war, denn die Evangelien enthalten über das Datum und die Tageszeit keinerlei Anhaltspunkte. Der große Kirchenlehrer Clemens von Alexandria behauptet noch, der 17. November sei der Geburtstag Christi. Nach kirchlicher Überlieferung hat Papst Julius I. (337—352) das Weihnachtsfest geschaffen und auf den 25. Dezember gelegt. Warum gerade dieser Tag gewählt wurde, ist nicht völlig klar. 353 oder 354 wurde das Fest zum erstenmal gefeiert, und zwar in Rom. Von dort aus verbreitet es sich langsam in der christlichen Welt. Palästina, die Heimat des Heilandes, hat sich am längsten dagegen gesträubt. Der Urquell der gesamten Weihnachtskunst ist der Text des trotz aller Schlichtheit an malerischem Gehalt reichen Lukas-Evangeliums.

Ein gut Teil des Weihnachtszaubers liegt in der nächtlichen Stimmung. In keiner Glaubensquelle wird erzählt, daß Christus in der Nacht geboren worden sei. Aber frühzeitig nahm man die Mitternacht oder die Zeit gegen Morgen als Geburtsstunde an. Trotzdem spielt in den ersten Weihnachtsbildern die Nacht noch keine Rolle; aber sobald die Kunst sich zur Darstellung des Lichtes und des Helldunkels erhoben hatte,

wurde die Nacht eines der wirksamsten Stimmungsmittel der Weihnachtsmalerei. Die Geburtsstätte des Weihnachtsbildes und der christlichen Kunst überhaupt sind die Katakomben. Dort, in der Grabkammer San Sebastiano, findet sich als Fresko die erste Darstellung der Geburt Christi. Sie ist noch sehr primitiv. Auf einem niederen Tische liegt eingewickelt das Kind; der Kopf eines Esels und eines Ochsens beugt sich auf den kleinen Körper. Über der Gruppe erhebt sich in Frontalstellung das Brustbild eines jüngeren, bartlosen Mannes, der von einem mächtigen Heiligenschein bekrönt wird. Dieser Christuskopf soll andeuten, wer das Kind auf dem Tische ist. Das Bild stammt vermutlich aus dem 4. Jahrhundert. Auch auf Sarkophagen, Elfenbeinschnitzereien und den Miniaturen der Handschriften erscheinen nun immer häufiger die Bilder des Weihnachtskreises. Dabei bilden sich ganz bestimmte Typen heraus, die lange eingehalten werden.

Im ersten Jahrtausend der christlichen Kunst ist der Kern des Weihnachtsbildes immer das Kind; getreu nach den Worten des Evangeliums erscheint es fest eingewickelt und in der Krippe liegend. Um sein Lager zu kennzeichnen, bringt man Ochs und Esel an der Krippe an. Biblisch begründete man

Die
Geburt Christi.



Kupferstich
von
Albrecht Dürer
(1471—1528).

diese Gepflogenheit mit der Weissagung des Propheten Jesaias (1, 3): „Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn. Aber Israel kennt es nicht . . .“ Beide Tiere erhielten später noch symbolische Funktionen. Der Ochse galt als Symbol der Juden, die das Joch des Gesetzes trugen, der Esel als Vertreter der Heiden. Der Raum des Geburtsvorganges wird von den Künstlern jener frühen Epoche sehr verschieden aufgefaßt. Im Abendlande ist er eine offene Halle mit einem auf vier Pfählen ruhenden Dach. Im Morgenlande aber erscheint er immer als eine offene Felsenhöhle. Früher als Maria tauchen auf den alten Bildern die Hirten auf. Nicht die Geburt des Heilandes interessiert die Künstler, sondern seine Anbetung durch die Hirten. Die Typen dieser Männer werden zunächst aus Bildern des alten Heidentums entlehnt.

Das bedeutendste Problem, das das Weihnachtsthema den christlichen Künstlern stellte, war die Gestaltung Marias und des Kindes. Für sie gab es kein Vorbild in der Antike, sie

mußten neu geschaffen werden. Jede dieser Gestalten barg einen Dualismus in sich, der niemals völlig zu meistern war. Das Kind war Gott und Mensch zugleich, Mensch in der armseligsten Schwachheit. Maria war Mutter und doch unverfälschte Jungfrau. Sie gehörte dem Menschengeschlechte an und war als Gottesgebäuerin doch hoch erhaben über alle Menschen. Ob die Majestät des Göttlichen oder das schlichte Menschentum, ob die liebliche Jungfrau oder die gereifte Mutter zum Beschauer sprechen sollte, darin unterschieden sich zu allen Zeiten die Künstler. Bis ins 14. Jahrhundert hinein wird die Darstellung Marias von menschlicheren Erwägungen beeinflusst. Die Maler sagen sich, daß eine Frau, die soeben die schwere Arbeit ihrer ersten Geburt geleistet hat, schwach und erschöpft ist. Die abendländische Kunst, die Malerei wie die Plastik, stellt schon jetzt Maria sitzend dar, aber sie bringt dabei ihre Erschöpfung deutlich zum Ausdruck. Die byzantinische Kunst ist ursprünglicher: sie zeigt die Wöchnerin immer nur liegend. Was uns heute am Weihnachtsbilde als selbstver-

Die Anbetung
der
Hirten.



Kupferstich
von
M. Raimondi
(1480—1534).

ständig erscheint, die innige Verbundenheit zwischen Mutter und Kind, die Giovanni Pisano zuerst schwach angedeutet hat, die hat der Florentiner Giotto zu Anfang des 14. Jahrhunderts zum Weihnachtssbilde beigeleitet. Das Kind wird von ihm aus der Krippe genommen und der Mutter auf den Schoß gegeben; die Krippe aber gehört fortan als Futtertrog ganz den Tieren. Durch Giovanni da Piesole kommt ein Jahrhundert später eine andere Variation in den Weihnachtstil. Das Kind ist nicht mehr bekleidet, sondern liegt nackt auf der Erde. Die harten Linien der Krippe verschwinden dadurch aus dem Vordergrund, dem Kinde wird das Steife des Wickelkindes genommen. Der nackte, zarte Körper gestattet anatomische Lösungen und schafft zugleich einen reizvollen Kontrast zur bekleideten Umgebung. Ein wichtiger Schritt nach vorwärts ist auch der jugendliche Charakter Marias. Als zarte Mädchenblüte tritt sie uns hier zum erstenmal entgegen. Damit war das Moment des Lieblichen im Weihnachtssbilde für alle kommenden Zeiten wesentlich verstärkt. Ebenso wichtig wurde, daß Maria jetzt frei neben dem Kinde kniet. Eine weitere Abwandlung betrifft den heiligen Joseph. Die ältere Malerei hatte ihn deutlich fühlen lassen, daß er nur der Nährvater des Kindes sei. Lange läßt sie ihn überhaupt weg.

Dann wird es Geseß, ihn abseits sitzend, oft in Sorge und Grübeln versunken darzustellen. „Der engelgleiche Bruder“ (Fra Angelico) führt in seiner Herzensgüte Joseph in seine Rechte ein, stellt ihn anbetend neben Maria und schafft damit erst „das traute, hochheilige Paar“. Während Sandro Boticelli (1446—1510) Weihnachten als ein Friedens- und Verbrüderungsfest zwischen Himmel und Erde malt, ist „Die Geburt Christi“ Ghirlandajos (1485) ein treues Spiegelbild des Renaissancegeistes. Ghirlandajo liebt prunkvolle Räume vornehmsten Stiles. Das macht sich auch in der wundervollen Raumdisposition seines Bildes bemerkbar. Edle antike, reich ornamentierte Säulen tragen das Dach des Stalles, ein klassischer Sarkophag steht als Krippe im Vordergrund. In der hübschen, koketten Madonna tritt uns schon jene formale Schönheit entgegen, welche die italienischen Maler von den nordischen scheidet. Das Jesuskind ist ein pausbäckiger, durchaus irdischer Knabe. Die Hirten aber und Sankt Joseph sind scharf erfaßte reale Modelle des Malers.

Das berühmteste aller Weihnachtssbilder ist die „Heilige Nacht“ Correggios (1494—1534). „Christus das Licht der Welt“ könnte man es treffend benennen. Ein Leuchten geht von dem liegenden Kinde aus, das die Mutter in übernatür-

Die Ruhe
auf
der Flucht.



Kupferstich
von
Lucas
van Leyden
(1494–1533).

lichem Glanze erstrahlen läßt und so stark ist, daß die junge Hirtin davon geblendet wird. Schon frühere Künstler hatten das Kind zum Lichtquell für die Umgebung gemacht, aber keiner hatte das Motiv mit so gentiler Kraft durchgeführt. Damit ist freilich der kirchliche Gehalt des Bildes auch erschöpft. Das Zeitalter Correggios hatte das Verständnis für Weltverzicht und Beschaulichkeit verloren. Und Correggio war ein echter Sohn seiner Zeit. Nicht umsonst hat ihn das leichtsinnige Kokoko zu seinem Fürsten ernannt. Der fehlende sakrale Gehalt wird reichlich durch die Wucht der Leistung ersetzt. Denn das Werk gehört zu den größten Meisterschöpfungen aller Zeiten.

Es gibt kein Thema der Kunst, welches die breite Kluft zwischen deutschem und romanischem Empfinden schroffer aufweisen würde wie das Weihnachtsbild. Formal stehen die Italiener über den Deutschen, aber an seelischem Gehalt haben sie uns nie erreicht. Die romanischen Länder standen die ganzen Jahrhunderte her mit Rom in viel engerer Verbindung als das Deutschland Luthers und Goethes. Trotzdem blieb ihr Weihnachtsfest kalt, nüchtern, poesielos. Schon in der Bezeichnung des Tages hat kein Volk das deutsche an Tiefe und religiöser Inbrunst erreicht. Nur die Deutschen konnten aus der Kraft ihres Gemütes heraus den Namen „Weihnachten“, das heißt „Nächte der Weihe“, schaffen.

Die Poesie des Christbaums konnte nur deutschem Boden, deutscher Naturverbundenheit, dem Zauber des deutschen Waldes entspringen. Wie ein altdeutsches Märchen mutet uns Hans Memlings (um 1440–1495) „Geburt Christi“ an. Martin Schongauers poesievoller Kupferstich „Heilige Nacht“ kommt unserem heutigen Empfinden so nahe, daß wir ihn für ein Werk der Romantik halten möchten. Beim deutschesten aller Meister, bei Albrecht Dürer, klingt der nationale Grundton auch am reinsten und eindringlichsten. In seinen Verkörperungen der Weihnachtsidee fühlen wir uns gleich daheim. Alles ist deutsch, heimelig, vertraut. Des Meisters Freude an der deutschen Häuslichkeit, das deutsche Gemüt in seiner naiven Frömmigkeit, Lauterkeit und Tiefe tritt uns auch in diesen Schöpfungen ergreifend entgegen. Mit welcher echt deutschen Gründlichkeit, welcher Liebe zur Sache ist da alles bis ins kleinste hinein durchgezeichnet! Das ganze Balken- und Sparrenwerk des Nürnberger Bürgerhauses, jede Ritze des verbröckelnden Gemäuers, alle die trauten halbdunklen Ecken, Treppen und Gänge werden uns in ihrem idyllischen Reiz vorgeführt mit einem Ausblick auf die deutsche Landschaft, die deutsche Burg, das deutsche Dorf. Zu der entzückenden Weichheit der schwebenden Schatten und dem dunklen Ton des Lores stehen die sonnigen Werte der skizzierten Landschaft in betontem Gegensatz. Kraftvolle

bärtige Nürnberger Kahlköpfe und seine geliebten fränkischen Bauern sehen wir in tiefer Andacht und Ergriffenheit; während Maria in stiller Versunkenheit das Kind anbetet, berichtet Sankt Joseph als guter Hausvater am schlichten deutschen Ziehbrunnen die häuslichen Arbeiten. Albrecht Altdorfer (1488—1538) sucht durch das Landschaftliche, Lucas Cranach (1472—1553) durch die Häufung lieblicher Engelskörper zu wirken. Auf Altdorfers Gemälde erscheint auch der deutsche Winter zum erstenmal im Weihnachtsbilde. Wie Correggio für die Renaissance, so ist Van Dyck (1599—1641) mit seiner „Anbetung der Hirten“ für das Barock bezeichnend. Der Niedergang des Zeitalters, die seine Kindheit und Jugend umgab, ist auch in seinem Weihnachtsbilde. Es ist tonig, matt, in Moll, lyrisch, wie die besten Selbstbekenntnisse dieses heinnervigen Künstlers. Die Liebe des Barock, namentlich des holländischen, für das Mächtige, Imposante zeigt sich in den Dimensionen der Leiber. Der Barockcharakter äußert sich besonders darin, daß eine klassische Säulenstellung angewandt und der Schwerpunkt der Komposition auf eine Seite verlegt wird. Rembrandt, sein großer Gegenspieler, gestaltet nur, was für ihn selbst tiefstes Erleben war. Wie ihm der Tod seine Caspia nimmt, malt er aus schmerzhafter Erinnerung heraus immer wieder die heilige Familie, Maria mit dem Kinde, die Hirten, die sich in scheuer Verehrung nahen. Als größter Meister des Lichtes gibt er durch Lichteffekte seinem Bilde die stärkste Wirkung. Aber sein Licht ist nicht theatralisch wie bei den Italienern, es ist das geheimnisvolle innerliche Glaubenslicht der nordischen Weihnacht.

Das galante Jahrhundert Watteaus und Bouchers bedeutet für die Weihnachtsmalerei eine starke Lücke. Erst am Beginn des 19. Jahrhunderts lebt das religiöse Gefühl wieder auf und bringt durch die kirchlich gesinnten Nazarener und Romantiker, durch Overbeck und Fichrich, bei denen der Nachdruck auf der Zeichnung liegt, eine neue Linie in das Weihnachtsbild. Der Klassiker der deutschen Weihnacht ist Ludwig Richter. Kein anderer hat den Frieden und das stille Glück des deutschen Hauses und die ganze Poesie der deutschen Christnacht mit solcher Herzenswärme dargestellt.

Die starke soziale Bewegung des 19. Jahrhunderts, in der Kunst die „Armeleutmalerei“ hervorrief, verlieh dem Weihnachtsbild wiederum eine neue charakteristische Note. Die besten Künstler der Zeit zeigen das heilige Paar vor allem in seiner Armut, als Angehörige der bedrückten, werktätigen Klasse. Durch das Leuchten des Ueberirdischen in den schlichten Gestalten entsteht ein tief ergreifender Kontrast. Dadurch wirken diese Bilder viel elementarer als die ausgeklügelten formalen Werke der Italiener. Der Meister dieser Gattung ist Fritz von Uhde. Sein evangelisches Christentum hat in dem Triptychon „Die heilige Nacht“ und den noch überwältigenderen schlichten Winterbildern „Der heilige Abend“ und „Schwerer Gang“ klassische Dokumente des sozialen Weihnachtsbildes geschaffen. Aus dem gleichen sozialen Empfinden heraus ist W. Steinhilber's „Herberge von Bethlehem“ konzipiert. Aus der Schar der späteren, oft recht süßlichen Weihnachtsbilder sei Walter Sirls Triptychon „Die heilige Nacht“ hervorgehoben. Sirls ist Breslauer, aber er hat in München gewirkt und im Bajuwarentum seinen besten Nährboden gefunden. Oberbayerische Charakterköpfe und Kostümfstudien geben seinem Bilde die bezeichnende Note. Im übrigen sucht er, wie die meisten unserer zeitgenössischen Künstler, den Schwerpunkt auf das Liebliche zu legen.

Zum Weihnachtskreis gehört auch das Fest der Unschuldigen Kinder, ferner die Beschneidung und Erscheinung des Herrn. Auch der Inhalt dieser Feste wurde in der Kunst bildhaft durchgeführt. Es sei nur an die „Beschneidung“ von Mantegna und Dürer, an den „Bethlehemitischen Kindermord“ von Giotto, Pieter Breughel oder Tintoretto erinnert.

Beim Volke und den Künstlern wurde die Anbetung der Weisen am beliebtesten. Das Evangelium weiß nichts von Königen, es kennt auch nicht die spätere Dreizahl. In Königen machte man die Magier auf Grund der Psalmstelle: „Die Könige von Tharsis und den Inseln werden Geschenke bringen, die Könige aus Arabien und Saba werden Gaben bringen.“ Seit dem 10. Jahrhundert erscheinen die Weisen in der bildenden Kunst als Könige. Ihre Anbetung war für die Maler ein noch verlockenderes Thema als die Geburt Christi. Hier war zunächst das starke Kunstmittel des Kontrastes gegeben. Außerdem konnte man allerlei Genrebaffes anbringen und bei der Darstellung der Könige in Prunk und Kostbarkeiten der Zeit schwelgen. Das taten insbesondere die älteren Italiener, besonders Pisanello, Giotto, Fra Angelico, Gentile da Fabriano, Sodoma und Rivarini. Ihre „Anbetung“ ist immer ein prunkvolles Ritterbild mit dem ganzen Kleiderlurus der Renaissance. Unter den nordischen Malern der Drei Könige sind namentlich Hans Memling, Baldung Grien, Roger van der Weyden, Dürer und Rembrandt hervorzuheben. Memling ist ohne besonderen Schwung, aber voll treuherziger Innigkeit; Baldung Grien legt den Nachdruck auf das Genrebaffte, Roger van der Weyden zeigt einen verfallenen Palast im reichsten Renaissancestil, und Dürer verlegt die Szene, wie er das auf dem Paumgartnerschen Altar auch bei der Geburt Christi getan, wieder in ein halbzerfallenes Bürgerhaus. Die Gaben aber, welche die Könige darbringen, sind edle deutsche Goldschmiedearbeiten der Zeit, wie sie Dürer wohl selbst in der Jugend gefertigt und beim Vater oft gesehen hatte. Rembrandts berühmte „Anbetung der Könige“ entzückt zunächst durch die geheimnisvolle Atmosphäre mit ihrem weichen Halbdunkel und den diskret aufblühenden Lichtern. Seine Vorliebe für orientalische Trachten, insbesondere den Turban, kommt voll zum Ausdruck; das Herrlichste aber ist die tiefe religiöse Ergriffenheit, die völlig germanische Verinnerlichung der drei Könige, namentlich des ältesten. Zu einem Athletenbild hat Rubens, seiner Zeit und seiner Neigung entsprechend, seine „Anbetung“ im Louvre gemacht. Herkulisches gebaute Männer sind die Könige, Maria ist mehr eine Heroine der großen Welt als Gottesmutter.

In keinem Lande wurde das Dreikönigsmotiv so beliebt wie in Deutschland. Nach der Legende ruhten die Leiber der Heiligen zuerst in Konstantinopel, kamen durch den Bischof Eustorgius nach Mailand und wurden bei einem Feldzuge Barbarossas durch dessen Kanzler Reinald von Dassel 1164 nach Köln übertragen. Der berühmte Dreikönigsschrein, ein Meisterwerk rheinischer Goldschmiedekunst, umschließt sie seit Jahrhunderten im Kölner Dom. Dort, in Deutschlands edelstem Gotteshause, befindet sich auch das schönste Gemälde der Drei Könige im Domaltarbild Stephan Lochners (erste Hälfte des 15. Jahrhunderts). Was die deutschen Minnesänger an naiver Holdseligkeit und Anmut in ihren Strophen gegeben, was das Rittertum an stolzer Kraft hervorgebracht, die deutschen Mystiker an Innerlichkeit der deutschen Seele aufgewiesen, das hat Lochner in seiner feierlichen Tafel vereinigt. Bei aller Kunst der streng symmetrischen Komposition, der kirchenmäßigen Umräumung, der scharf erfassten Porträtkopierung ist doch die religiöse Idee, die in dieser dogmatischen Darstellung verkörpert wird und deshalb im Mittelpunkt des Bildes ihren Sitz hat, das Hinreißende dieses grunddeutschen Meisterwerkes.

Religiöse Erhebung und beschaulicher Friede, freudiger Jubel und starkes Vertrauen auf das Göttliche, deutscher Märchenzauber und das stille Glück häuslicher Beschränkung sprechen aus den Weihnachtsbildern der Jahrhunderte zu uns. Mögen sie dem deutschen Volke auch in dieser Zeit der Entbehrung und Entsagung beschieden sein!



Altgermanisches im deutschen Weihnachtsfest.

Von Dr. Paul Bülow, Lübeck.

Wintersonnenwende — urferne Zeiten erstehen vor unserm inneren Auge. Jahrtausende sind seither über unsern Erdenstern gerauscht. Menschengeschlechter kamen und vergingen auch bei jenen, die einst in grauer Vorzeit an den Ufern der Nord- und Ostsee beheimatet waren. Für diese der Natur eng verbundenen Menschen barg das Wort Wintersonnenwende eine Fülle tiefer Erlebnisraft: ihre drängendste Sehnsucht, das Verlangen nach der Nacht des Lichts, sandten sie dieser ihnen heiligsten Zeit des Jahreslaufs entgegen. Jenen Menschen war ja die Natur noch unmittelbares Erlebnis: Sturmesgewalt, Gewittergrollen, der Wirbel der Schneenächte, aber auch die flutende Sonnenhelle, die nur schwer die Dichte ihrer Wälder durchdrang, und die leuchtende Schönheit des Frühlings. Sie wußten um Mond- und Sonnenlauf und erlebten in staunender Ehrfurcht die Fahrt der Sterne mit.

Und das Wunder zur Wintersonnenwende?

Herbststürme waren über jene Wälder gerast, die Welt fror zu Eis, und nur dürftig und immer mühsamer sandte Frau Sonne ihre Strahlen in die winterlichen Gaue. Erloschen schien alles Leben in der Natur, Todesdämmern lag über den Landen gebreitet, Schnee und Eis und tückische Nebel umlauern die Hütten.

Jahr um Jahr wird dann auch unsern Vorfahren jenes Wunder aufs neue geschenkt: die Sonne sank nicht in letztes Dunkel, nein, sie stieg wieder empor, dem Lenz, dem neu erwachenden Leben entgegen. Aus der Freude dieses Erlebens heraus entzündeten nun jene Menschen einer verschollenen Vorzeit auf den Höhen die Feuer der Wintersonnenwende.

Die altgermanische Wintersonnenwende oder Julfeier ist kein an einen bestimmten Tag gebundenes Fest gewesen, sondern bezeichnet eine längere Feierzeit im Winter, in die später das Weihnachtsfest fiel. Diese Festeszeit hieß bei den Germanen „Middvetursblot“, Mittwinterfest, und ihre Lage waren dem Germanen eine geheiligte Zeit. Mit ihr ist ein Brauchtum verbunden, das sich insbesondere auf den Vorgang des Erwachens der winterlichen Natur bezog. Hier waren es vor allem die zwölf heiligen Nächte, in denen nach dem Glauben unserer Altvorderen der Lichtgott wiedergeboren wurde. Nach altgermanischem Glauben dreht sich während dieser Nächte der Sonnenwagen, der auf flammendem Julrad der Erdenscheibe wieder näher kommt.

Das von bedeutsamer Natursymbolik umwobene Erlebnis der Wintersonnenwende begingen die Germanen bald in ernstgeweihter Feierlichkeit, bald in üppig-frohen Festgelagen. Die nordische, dem Odin geweihte Julfeier war sowohl eine Gedächtnisfeier für die Verstorbenen als auch ein mit Opfern verbundenes Trinkgelage von durchaus kultischem Gepräge. Geopfert wurde dem Fruchtbarkeit spendenden Odin der Zucht- oder Herdeneber, um des Gottes Segen für ein Gedeihen von Wald und Flur zu erlangen. An dieses feierliche Opfer schließt sich nun das eigentliche Fest, das Julgelage, an. Hierbei sollen Leben, Gedeihen der Zukunft für Mensch und Natur durch ein rituelles Minnetrinken gesichert werden. Niemand durfte dem Opferschmaus und Gelage der Wintersonnenwende fernbleiben. Sogar der vorüberwandernde Fremdling ward gastlich in den feiernden Kreis aufgenommen. Um diese Mittwinterzeit leuchteten ähnlich wie zur Sommer-

sonnenwende auch zur Zeit der längsten Nächte Freuden- und Opferfeuer von den Bergeshöhen ins Land. Denn in den zwölf heiligen Nächten, da aus kürzestem Tag und dunkelster Nacht Wodans Segensgeschenk des Lichts sich zu neuem Kreislauf entschließt, jagt der Gott auf seinem achtbeinigen Rasse Sleipnir auf die Erde, um die junge Saat zu segnen und der in Wintersfroß und Schnee erstarrten Erde Fruchtbarkeit zu spenden. An diesen Tagen schweigt alle Arbeit. Die Menschen erahnen die Nähe der Götter: sie wird erfüllt im Rauschen der Bäume, im Knistern und Flackern des Herdfeuers, das während der Julzeit nicht verlöschen darf.

Bei der Wandlung von der altheidnischen Wintersonnenwende zur deutschen Weihnacht übertrug das Christentum die heidnischen Vorstellungen und Sitten des Julfestes auf das Weihnachtsfest. Es verwandelte jenes Lichtfest, das den Heiden der grauen Vorzeit ein Fest des irdischen Lichts war, in ein Fest des himmlischen Lichts; Jubel und inbrünstige Freude aber herrschten dort wie hier: dort über die wiederkehrende Sonne und den nahenden Frühling, hier über die Geburt eines Kindes, dessen Bestimmung gleichfalls in kosmische Lichtfernern weist. Die erlösende Kraft des Lichtes und der Liebe steht im Mittelpunkt der Feier der Wintersonnenwende und auch der Weihnacht.

Aus dem Licht- und Feuerritus des Julfestes ging vor allem die Sitte des kerzenschimmernden Weihnachtsbaumes hervor, der somit als letzter Überrest aus dem Brauchtum unserer Altvorderen angesprochen werden muß.

Und wie einst ein besonders geweihter Abend jedem bedeutsamen altnordischen Feiertag zur Zeit der Wintersonnenwende vorausging und dabei in der Halle des Hauses oder auf dem Feuerherde ein mächtiger Baumkloß als Sinnbild des neuen Lichtes glühte, so ist für uns ohne den immergrünen Nadelbaum mit all seiner blanken Nier kein echtes Weihnachtsfest denkbar.

Zu den Sitten des mit dem altgermanischen Julfeste verbundenen Jahresanfangszaubers ist auch das Weihnachts- geschenk zu rechnen. Die Bibliothek zu Wolfenbüttel ist im Besitz einer Niederschrift aus dem Jahre 1400, in der ein deutscher Mönch namens Alfso die Freigebigkeit am Heiligen Abend beschreibt. Aber die eigentliche Weihnachtsbescherung im heutigen Sinne gedieh erst im 16. Jahrhundert, wo sich die Familie zum Weihnachtsfeste mit bescheidensten Gaben gegenseitig zu erfreuen suchte. Es wird uns aus jener Zeit von „Christbündeln“ erzählt, die Äpfel und Nüsse, fromme Sprüche und Geldstücke bargen; und der in die Weihnachtsstube polternde, Äpfel und Nüsse spendende Knecht Ruprecht ist die Verkörperung eines uralten Fruchtbarkeitsritus, und seine gefürchtete Rute ist nichts anderes als die Gedeihen bringende Lebensrute, mit der auch die Sitte des Weihnachtsbaums verbunden ist. Die Äpfel, als die ewige Jugend verheißenden Früchte des germanischen Mythos, erinnern aber auch weiterhin an Freia und Iduna, und die Nüsse waren ebenfalls der Freia als Göttin der Fruchtbarkeit heilig.

Im Weihnachtschmaus leben gleichfalls die Kultsitten des einstigen Julfestes nach. Der Jahresanfangszauber verlangt, daß zu Weihnachten reichlich und üppig aufgetragen wird, denn wer sich da nicht satt ißt, wird das kommende Jahr viel hungern. Wenn bei uns noch ganz bestimmte Weihnachts- speisen bevorzugt werden, so deutet das auf den alten Opfer- schmaus zurück, bei dem vor allem solche Speisen genossen wurden, in denen Keime neuen Lebens liegen, wie zum Beispiel Eier, Fischrogen, Hirse, Erbsen. Lebenskräfte also gilt es durch den Genuß solcher Speisen zu sichern und zu gewinnen. So ist auch zur Mittwinterszeit der Genuß von Speisen eine magische Handlung von durchaus kultischem Gepräge. Daraus erklärt sich eben auch die Auswahl ganz bestimmter Gerichte.

So weist etwa unser in mannig- fachen Tierformen ausgestochenes Weihnachtsgebäck auf den Brauch der Opferablösung in der altheidnischen Julfeier zurück. An das Okeropfer von einst er- innert jetzt noch die Gepflogen- heit, Schweinefleisch als bevor- zugtes Gericht für den Weih- nachtsstisch zu wählen. Auch unsere zu Weihnachten geübte Gastlichkeit erklärt sich aus dem Wunsche, auch anderen Men- schen Gesundheit und Glück zu spenden.

Uraltes Brauchtum und Den- ken unserer Vorfahren leben also in den Gerichten unserer Weihnachtschmäuse fort, die ursprünglich ein magisch wir- kender, mit dem Opferkult der Julzeit verbundener Speisegenuß gewesen sind. Wie auch das Vieh an diesem Rauhnachts- und Jahresanfangszauber teil- nimmt, hat Hans Wackli er- greifend in seiner Erzählung „Die Christnacht der Tiere“ ge- schildert: es erhält in der ganzen Weihnachtszeit besseres und dop- pelttes Futter, um ihm für das kommende Jahr gutes Gedeihen

zu sichern. So soll man am Julabend den Kettenhund lösen und ihm ein gut Stück Fleisch geben; die Kühe sollen Heu und die Pferde Hafer in die Krippe bekommen, damit sie auch der fröhlichen Zeit innwerden. Auch die Vögel werden nicht vergessen: da steckt man ihnen etwa auf eine Stange vor alle Scheunentüren ein Bünd unausgedroschenes Hafer- stroh oder überläßt ihnen eine am Giebel des Hauses be- festigte Garbe Korn. Oder man steckt Getreidekörner zwischen die Äste der Bäume, oder in den Städten streut man ihnen Futter auf die Balkone.

Im Kinderland der Weihnacht sind Tannenbaum, Gaben- stich und Festschmaus aus altehrwürdigem Brauchtum über- kommene, wenn auch im Wandel der Zeiten veränderte Sym- bole, die des Mittwinterfestes Frohbotschaft den empfan- genen Herzen künden — jenes Festes, dem Peter Rosegger diesen Dichtergruß entbot: „Wenn ich am Morgen des Weih- nachtsabends erwache und mein Auge auf den Christbaum fällt, der in Erwartung der nahen Jubelstunde still auf dem weiß gedeckten Tische steht, da werden mir die Augen feucht. O Weihnachtsfest, das du die Herzen der Menschen erweckst und mit himmlischem Maienfau die Erde zum Heiligtum wandelst, sei gegrüßt, du göttliches, du unbegreifliches Weih- nachtsfest!“

Die kleine Mutter.

Und als es Abend wurde,

Maria saß ganz allein.

Sie saß im dunklen Stalle

Und wiegte ihr Kindchen ein.

Nun schlafe, Kindchen, schlafe!

Die Hirten haben gesagt,

Du wärest ein Königsknabe

Und ich eine Gottesmagd.

Das mögen sie singen und sagen.

Nun schlafe, mein Kindchen, schlaf ein!

Ich bin eine kleine Mutter,

Und du bist mein Jesulein.

Manfred Hausmann.



Weihnachtsgruppe.

Holzplastik von Eg. Joh. Lang, Oberammergau.

Weihnachtskantate.

Eine zauberfromme Nacht ist das. Am Dorfgassenrand knien die Bauernhäuser mit ihren spitzen Giebeln wie mit wunderbarlich gefalteten Händen. Gelb spindelt sich das warme Stubenlicht aus den Fenstern. Und knöchelhoch liegt der Schnee.

Im Mondlicht wird die alte Dorflinde von einem flimmernden Heiligenschein umspannt. Manchmal greift der Wind so sacht in die Lindenkrone. Dann wimmeln von den Ästen lauter Diamanten nieder. — — Da tapfen fünf kleine Schulmädchen wie fünf kleine Bauernengel die Dorfgasse herauf. Das eine trägt eine spinnwebenversponnene Laterne voraus. Die anderen tapfen mit kurzen, knarrenden Schritten hinterher. Fünf dünne Schulmädchenherzschläge ticken wie eine Kinderhimmelsuhr durch die leise Nacht.

Und vor einer Scheune machen sie nun Halt. Sperrangelweit steht das Scheunentor offen. Und wie aus einem ewigen Legendenbuch gehascht, ist da ein Bild zu schauen.

Das göttliche Kind liegt, in Windeln gewickelt, in einer Krippe. Maria im Wollleibchen steht dabei. Zu ihren Füßen blüht ein Feldblumenstrauß in einem irdenen Krug. Auf dem Krippenrand sitzt ein Falter wie ein blauer Frühlingspunkt. Ein Lächeln spinnt seine goldenen Fäden ganz heimlich zwischen Mutter und Kind. . . .

Denn draußen auf der Dorfgasse singen ja nun fünf kleine Schulmädchen. Mit zitternden Kehlen singen sie eine wunderselige Kantate. Die Gesichter richtig verstrahlt. Die Augen staunend groß. Ja, es ist, als wollten nun fünf kleine Schulmädchen ihre einfältigen Herzen leersingen wie eine Lerche, die in die Erntesonne klettert, wie eine Nachtigall, die einen Klang Heimweh um ein armes Herbergsfenster zaubert, wie eine Amsel, die einen Bauerngarten verzweicht, bis die Knospen aufspringen . . . Knöchelhoch im Schnee stehen da fünf kleine Bauernengel auf der Dorfgasse und singen ihre einfältigen Herzen leer. Dann erst tapfen sie wieder heimzu mit kurzen, innigleisen Schritten.

Fünf dünne Schulmädchenherzschläge ticken ganz seligmüde. Eine silberne Glocke segnet sich jetzt jubelnd übers Dorf hin. Eine zauberfromme Nacht ist das . . .

Max Bardroff.



Georg Lang sel. Erben, Oberammergau.

Königs- und Hirtenfiguren einer Oberammergauer Krippe.

Oberammergauer Krippenschnitzkunst.

Von Anton Lübke.

Seitdem im Jahre 1223 durch den heiligen Franz von Assisi in Greccio die erste Krippenfeier abgehalten wurde, waren es nicht allein die großen italienischen Maler und Plastiker, welche die Krippe in ihren unsterblichen Meisterwerken verewigten, sondern auch deutsche Künstler haben zu allen Zeiten die Krippenidee als Vorbild für ihre Werke benutzt. Rembrandt, der große Niederländer, Albrecht Dürer, Hans Holbein d. J. und d. A., Overbeck, Ludwig Richter, Hans Memling, Stephan Lochner, Rubens und viele andere schufen wundervolle Meisterwerke der Krippendarstellung.

Aber auch heute noch gibt es in deutschen Landen Gegenden, wo die künstlerische Gestaltung der Krippenidee gepflegt wird. Seit vielen Jahren hat es sich das alte Passionsspielstädtchen Oberammergau angelegen sein lassen, der geschnitzten Kunst- krippe seine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Diese Bestrebungen datieren jedoch nicht aus jüngster Zeit, sondern dieser Kunstzweig Oberammergaus ist schon uralt und hat nur im Laufe der Zeit die mannigfaltigsten Wandlungen durchgemacht. Daraus ergibt sich schon, daß die Oberammergauer Krippenkunst für das berühmte Passionsstädtchen nicht nur

eine künstlerische und kulturelle Bedeutung, sondern auch eine große Heimatbedeutung besitzt. Jedes Jahr wird heute noch in Oberammergau eine uralte, große Krippe in einer eigens für diesen Zweck hergerichteten Scheune zur Weihnachtszeit aufgestellt, welche das künstlerische Wirken und die Mithilfe einer ganzen Stadt an einem prachtvollen Kunstwerk veranschaulicht.

Der Ursprung der Oberammergauer Krippenschnitzkunst geht bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück, als in Bayern und Tirol neben der Erbauung einer großen Zahl schöner Kirchen auch die Hauskrippe immer mehr aufkam. Oberammergaus fleißige Handwerkskunst fand hier einen neuen Erwerbszweig, der fast hundert Jahre lang den Bewohnern Brot und Verdienst gab. Nach der damaligen Mode wurden die Krippenfiguren zuerst aus Wachs geformt und mit buntem Stoff, der oft reich gestickt war, bekleidet. Nur in der Architektur und den Tierfiguren konnte der Holzschnitzer damals seine Kunst zeigen. Ein Konkurrent entstand Oberammergau dann in den Tiroler Papierkrippen und vor allem in den kleinen, aus Holz geschnitzten Miniaturkrippen, die von



Georg Lang sel. Erben, Oberammergau.

Die Heiligen Drei Könige.

Frauen bunt bemalt wurden. Diese Krippen waren mehr auf das Bodenständige zugeschnitten, welches nun auch für die Oberammergauer Künstler Vorbild wurde. Man benutzte das heimatische Gebirge, heimatische Architekturen, ja selbst die heimischen Trachten und Berufe, um sie in der Krippendarstellung zu versinnbildlichen. Diese viel beachtete ursprüngliche Heimatkunst verfiel nach anfänglicher Pflege nach und nach der Kopie und Schablone, wodurch das künstlerische Gepräge der Massentware wich.

Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts, als Oberammergau das Erbe der altberühmten Münchner Krippenkunst, von der noch manche köstliche Probe in den alten Krippen des Bayerischen Nationalmuseums vorhanden ist, antrat, schien es, als ob die Oberammergauer Krippenkunst eine neue Belebung erhalten sollte, schon dadurch, daß jetzt die Figuren ganz aus Holz geschnitten und bemalt wurden. Aber auch hier setzte bald die Schablone ein, ohne neue künstlerische Befruchtung, trotzdem Künstler wie Rainers, Barsans und Schauer sehr gute Vorbilder gaben.

Erst um die Jahrhundertwende begann für die Oberammergauer Krippe ein neuer Aufstieg. Einmal war dieser bedingt durch die wachsende Anziehungskraft der Oberammergauer Passionsspiele, besonders im Auslande, erfuhr aber darüber hinaus eine besondere Förderung durch Münchner Künstler, die der Neubelebung der Krippenkunst ihre ganze Aufmerksamkeit zuwandten. Die schon erwähnten alten bayerischen,

Tiroler und italienischen Krippen im Bayerischen Nationalmuseum und das wachsende Interesse an der Geographie und Kultur des Heiligen Landes trugen dazu bei, den Künstlern neue Ideen für die Gestaltung der Krippen zu geben. Nunmehr wurden die Kopie und die Schablone in Gips vollkommen außer acht gelassen. Künstler wie Lang, Bradle, Mitterer, Fischer und andere gaben formenreiche und schöne Modelle für Figuren, die jetzt aus gediegenem Holz geschnitten werden, in die der Künstler seine Eigenart und seine ganze Seele legen konnte und auch der Phantasie ein weiterer Spielraum gelassen war. Aber die künstlerische Idee ging noch einen Schritt weiter.

Nun begann, die um die Krippe gruppierten Gestalten aus ihrer äußeren festen Verbundenheit mit dem Mittelpunkt der Krippe zu lösen, stellte sie frei in den Raum und ermöglichte es so dem Krippenbesitzer, nicht nur den Gesamtaufbau des Krippenbildes nach eigenem Geschmack vorzunehmen, sondern mit jedem neuen Jahre seine Krippengruppe durch Erwerb neuer Stücke zu erweitern.

Dem Holzschnitzer aber gab diese neue Form der uralten Weihnachtskrippe einen ganz besonderen Ansporn, aus dem Handwerklichen in die Linie wahrhaft künstlerischen Schaffens hineinzugleiten; zwang sie ihn doch, jede einzelne Figur als Kunstwerk an sich zu betrachten, dessen unmittelbarer Wirkung, auch losgelöst von der Gruppe, sich der Beschauer nicht zu entziehen vermag.

Gloria im Asyl.

Eine Erzählung von Heinz Stegumweit.

Im Schlaffsaal der Obdachlosen froren an hundert zertrümmerte Menschen auf ihrem Stroh, denn der Winter war wieder hart, scharf biß der Frost in das Fleisch der Menschen, und die Straßen knirschten vom Schnee.

Hier im Asyl glich ein blasser Tag dem andern, mochten auch von den beschneiten Türmen Glocken beiern und warme Choräle blasen: Diese Heimatlosen kauten ihr Brot, das trocken war wie Torf, sie stierten in sich und schwiegen vor allem Gelaute, sie wurden nicht inne des Wunders vom Heiligen Abend. Sie verdämmerten ihre Tage abseits des großen Lebens, vielleicht zerbrachen sie unter einer Schuld, vielleicht taten sie Sünde, für die sie büßten ohne Dach und Tisch, oder die Not des Landes ließ sich an ihrem Opfer aus, denn Laster, Hunger und Nacktheit wurden der frostige Kehrraum ihrer Stunden.

Dapolterte der Jüngste von ihnen hoch, knallte die dicke Faust auf den Tisch, darauf die henkellosen Tassen hüpfen: „Brüder, wofür darben wir? Seht auf die Straße, da brennen Kerzen an den warmen Fenstern, Kinder singen gleich Engeln vom Frieden unter den Menschen, unser Teil aber wurde der Fluch!“

Keiner antwortete dem Rebellen; die meisten waren zu düster im Gewissen, einige knirschten wohl in die nassen Bärte, ihre verwüsteten Seelen aber stimmten ein in den Vers des Erzürnten. Nur einer, ein ganz alter, mit krummem Rücken und veräucherten Zähnen, der hob den knochigen Finger und wisperte:

„Meine Brüder, oft dünkt mich, als trügen wir alle selber Schuld an unserem Elend; seht, wir stehen allein und haben keinen, für den wir leben; wir kennen auch niemanden, der uns aufrichtet und versöhnt wie einst das Wunder von Bethlehem!“

So finster die Gefährten soeben beim Fluch des Rebellen geschwiegen hatten, so fröhlich und grell lachten sie jetzt auf im Chor, daß ihre Stimmen wie gläserne Scherben zu klirren schienen.

„Er ist simpel, der Versöhner!“ schrien die einen.

„Befschwefter!“ lästerten die andern, dann ballten sich zweimal hundert haarige Säuste wider den Alten, rissen ihn am Rock, schleiften ihn durch die Halle und traten ihn roh vor die Tür, daß er kopfüber in den Schnee der nächtlichen Straße taumelte.

Stille war es. Nur einzelne Glocken schwangen im Gestühl ihrer Türme aus, die zwölfte Abendstunde tropfte dumpf von den Kirchen.

Da richtete sich der eisgraue Bettler auf die Knie, tastete mit starren Fingern durch den Schnee, fühlte ein gebündeltes Papier, griff zu, stand auf den dünnen Beinen und drückte den Fund an sich, als sei er von Gold. Dann stolperte er unter den

Lichtkegel einer Laterne und besah den runden Packen; wild schlug sein altes Herz, als er gar das Zucken winziger Lebendigkeit in der knisternden Hülle zu spüren vermeinte. Seine Stirne hatte kalten Schweiß, und ein seltsames Ahnen durchschüttelte ihn.

Langsam, Schritt vor Schritt, ging er zurück, klopfte wieder an die Tür der spärlich beleuchteten Herberge und schlich hinein in den Saal, darin die Hoffnungslosen mit hohlem Schweigen auf dem Stroh brüteten.

„Meine Brüder“, sagte er mild, drückte den Zeigefinger auf den borstigen Mund, daß alle stille seien, „meine Brüder, ich habe einen Fund getan!“

Damit legte er die Hülle auf den groben Tisch, schnürte sie auf, wickelte das Papier von dem lebenden Kern und schälte endlich einen kleinen, kaum zwei Tage alten Findling daraus, der kläglich zu winseln anhub und alle zehn niedliche Finger hungrig in den Mund stopfte.

Keiner der rauhen Gefellen sprach eine Silbe neuen Fluches, keiner einen Vers der Verachtung, alle umdrängten den Tisch, das kleine Wunder der Heiligen Nacht zu bestaunen. Und der zottige Rebell war der erste, der ein Zündholz rieb und das Gaslicht an der Decke entflammte. Heiß staken die hundert Köpfe zusammen und leuchteten, als der Bettler einen Zettel verlas, den eine Feder mit zitternder Todesangst beschreiben hatte:

„Wer diesen Knaben findet, der nehme sich seiner an,

seine Mutter ist zu arm und verlassen dazu!“

Rings lief ein Raunen durch die Zertrümmerten, dann nahm einer dem andern mit hastiger Eifersucht den Knaben vom Arm, jeder wiegte ihn, jeder lachte ihn an, schnalzte ihn väterlich zu oder sumnte ein kleines Lied, der zottige Rebell lief gar zur Küche, vom Nachtkoch einen Becher warmer Milch zu ersuchen, und endlich gab jeder den lumpigen Rock her, das schuldlose Wesen zärtlich und warm zu betten.

Und mochte auch kein Lichterbaum mit Glitter und farbigen Kugeln im feuchten Gewölbe der Asylstätte glänzen, mochte auch kein strömender Choral, gar ein Tisch voll Land und Gaben die Nacht des Friedens unter Friedlosen verklären: Diese Hoffnungslosen hatten ihre eigene Feier, denn der eine sah nicht am andern das tropfende Auge, keiner las dem andern die Demüt vor der seltsamen Stunde ab, dieweil ihre verwitterten Gesichter ein längst versäumtes Lächeln wieder lernen wollten.

So mag denn nur ein heimliches, ungesprochenes Erahnen die Heimatlosen erfüllt haben, daß es doch nur ein armer, auf Stroh gebetteter Knabe war, der im spärlichen Licht einer Höhle den Frieden unter sündhaften Menschen zu verkünden bestimmt war.

Der Stern.

*Wir wandern wieder zu dem Stern
Den Weg der Weisen durch die Nacht.
Wir wissen wohl: der Stern ist fern,
Doch unsre Hoffnung hin zum Herrn
Hat unsre Füße leicht gemacht.
Das Dunkel, das wie Berge lag
Auf unsern Schultern, ließ uns los.
Aus schwarzer Nacht wird heller Tag:
Wir wandern wie im Rosenhag
Hin zu Mariens Schoß.*

H. F. Christians.



Walter Ruttmann.

GlasKugel.

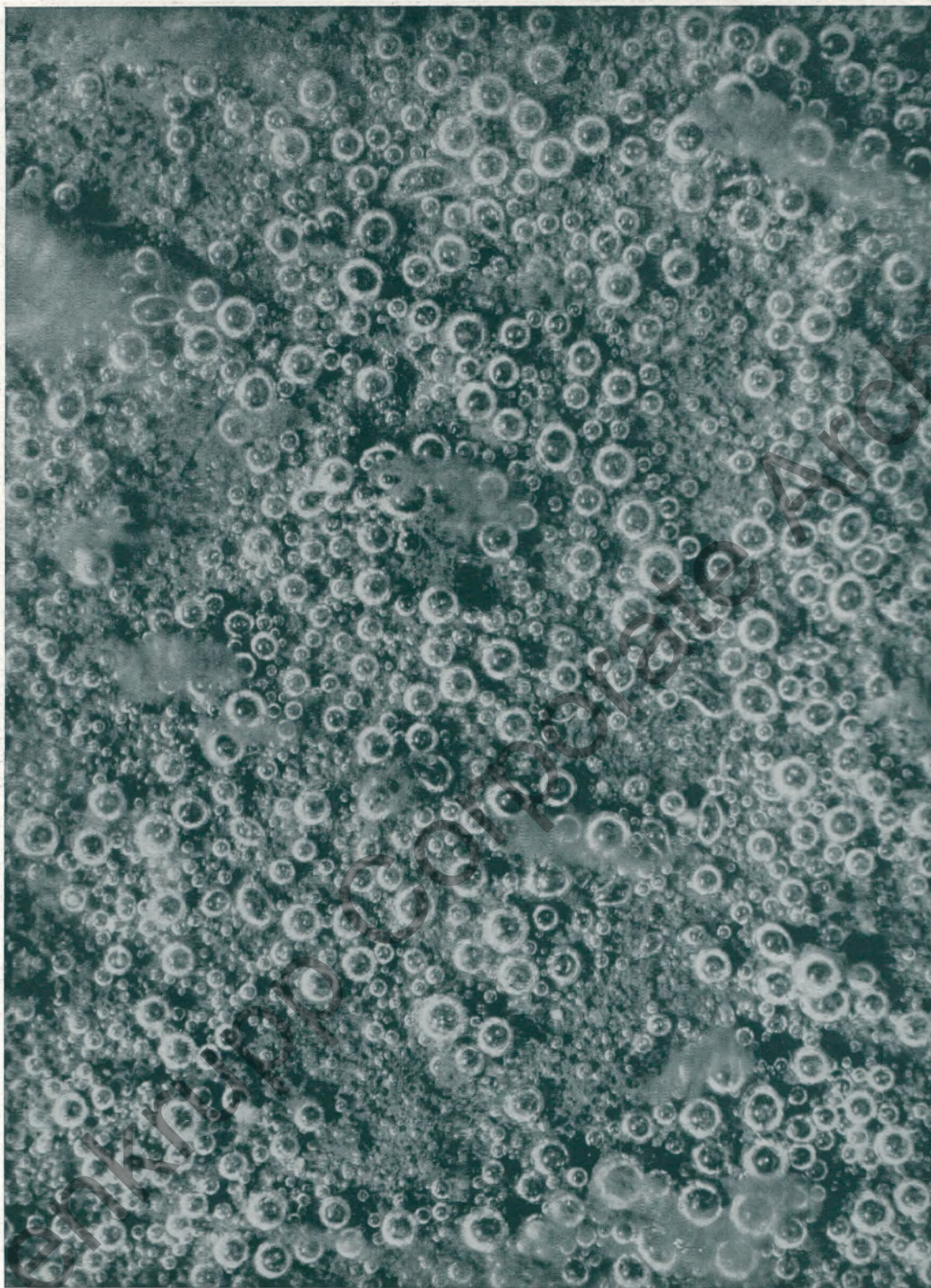
Aus „Das deutsche Lichtbild 1931“.

Zur Psychologie des Sehens.

Von Erna Lendvai-Diersen.

Nie ist ein Was in seiner Bedeutung entscheidend, sondern immer das Wie dieses Was. Was vor Anbeginn in der Welt war, hat sich nicht geändert, wohl aber, wie es angesehen,

herausgegriffen und verwertet wurde. Nicht einmal zwei Menschen sehen dasselbe auf gleiche Weise, weil jeder durch seinen Bewußtseinsstand anders damit verbunden ist. Der



Albert Leon.

Luftebläschen auf Algen an einer Luzeile.

Aus „Das deutsche Lichtbild 1931“.

Forstmann sieht die Tiere seines Waldes anders an als der Bauer, dem sie die Saat abfressen; und dem Stadtmenschen sind die am Waldrand ähnelnden Rehe wieder ein ganz anderes Erleben. Jeder sieht das ihm Wichtige. Man kann also sagen: der Mensch sieht so, wie er ist, soweit seine Einsicht geht und was er begreift. Es ist also seine Verfassung, die sich durch die Augen mit der Außenwelt ausinandersetzt, die für ihn Sinn oder Unsinn bedeutet oder gar nicht einmal wahrgenommen wird. Also nicht die Dinge sind das Ent-

scheidende, wie eine materielle Weltanschauung glaubhaft machen möchte, sondern die Einschätzung ihres Wertes. Art, Betonung, Gruppierung der Dinge lassen erkennen, was einem Menschen, einem Volk wichtig ist, und der Mensch der großen Kulturen ist in diesem Sinn ein Lebenszeugnis für das innere Bild, dem sie das äußere zum Gleichnis schaffen. Um so gewaltiger ist der Eindruck dieses Geisteserbes, je einheitlicher in der Mannigfaltigkeit und mannigfaltig in der Einheit es sich ausdrückt. Aus diesen Schöpfungen ist über verwehte



Ernst Krause.

Libelle nach dem Auskriechen aus ihrer Nymphe.

Aus „Das deutsche Lichtbild 1931“.

Zeiten hinweg ein Lebensrhythmus in Harmonie und Schönheit zu spüren, und dieser Besitz gilt der Menschheit für heilig und kostbar. Immer ist eine Kultur an ihre Ursprungslandschaft gebunden, sie wurzelt darin wie eine Pflanze im Mutterboden und verändert sich oder stirbt, wenn sie verpflanzt wird. Beschäftigt man sich mit dem Wesen einer Kultur, so findet man immer die Totalität des Lebens ohne Unterdrückung von Kräften, ohne Einseitigkeit. Schöpferisches Wesen schuf aus Magie der Seele und Zucht des Geistes die Sicherheit eines Richtigen, allein Möglichen, eben die Form für ein inneres und äußeres Dasein, in dem der ganze Mensch zu seinem Recht kam.

Alles, was sich nach seinem innemwohnenden Gesetz vollenden soll, braucht den Zentralpunkt eines Fürwahrhaltens, das Wissen und Gewissen zugleich ist. Kultur kann nur aus dem Einklang zwischen Kopf und Herz entstehen, und wo sich dieses Maß verschiebt, verzerrt sich auch das Weltbild, und es entstehen Spannungen und Unsicherheiten, die zu Zerrissenheit und Unruhe führen. Es ist also die innere Gerichtetheit aus Gefühl und Geist, die eine Weltanschauung bestimmt und daraus ihr Lebensgehäuse baut.

Obgleich unsere Zeit deutlich den Stempel von Wissenschaft, Technik und Wirtschaft trägt, kann man dennoch von Einheitlichkeit schwer reden, weil der Mensch von heute durch einseitige Aufmerksamkeit und Überlastung aus dem Gleichgewicht gebracht wurde. Wenn es auch keinen Sinn hat, über schlechte Zeiten zu murren, ist es aber wohl angebracht, über die Gründe der allgemeinen Nöte nachzudenken, und die Wurzel alles Übels ist letzten Endes die Vernachlässigung des Innenlebens. Der moderne Mensch kommt mittels Zeitung, Telefon, Radio, Flugzeug zu allem, nur nicht zu sich selbst. Der Wahn des Vielen und Immernochmehr verlangt dauernde Steigerung und Überbietung; Eindruck jagt Eindruck, der nie zum Erlebnis werden kann, weil die Ruhe dazu fehlt. Abgestumpftheit, Blasiertheit und Ekel sind natürliche Folgen, und nur Reizmittel und Sensation haben eine Aussicht auf Wirkung. Das ist ein unnatürlicher Zustand, der schwere Gefahren für den einzelnen wie für ein Volk nach sich zieht. Aus Mangel an organischer Wertung ist es zu verstehen, daß man sich nach Richtlinien umsieht, die das Uferlose begrenzen sollen, und so ist es eine gute Zeit für das Gedeihen von Schlagworten, die alles versprechen und nichts



E. Lojich.

Aus „Das deutsche Lichtbild 1931“.

„Wir sehn die kleine ...“

Trockenrisse im Tonfchlamm.

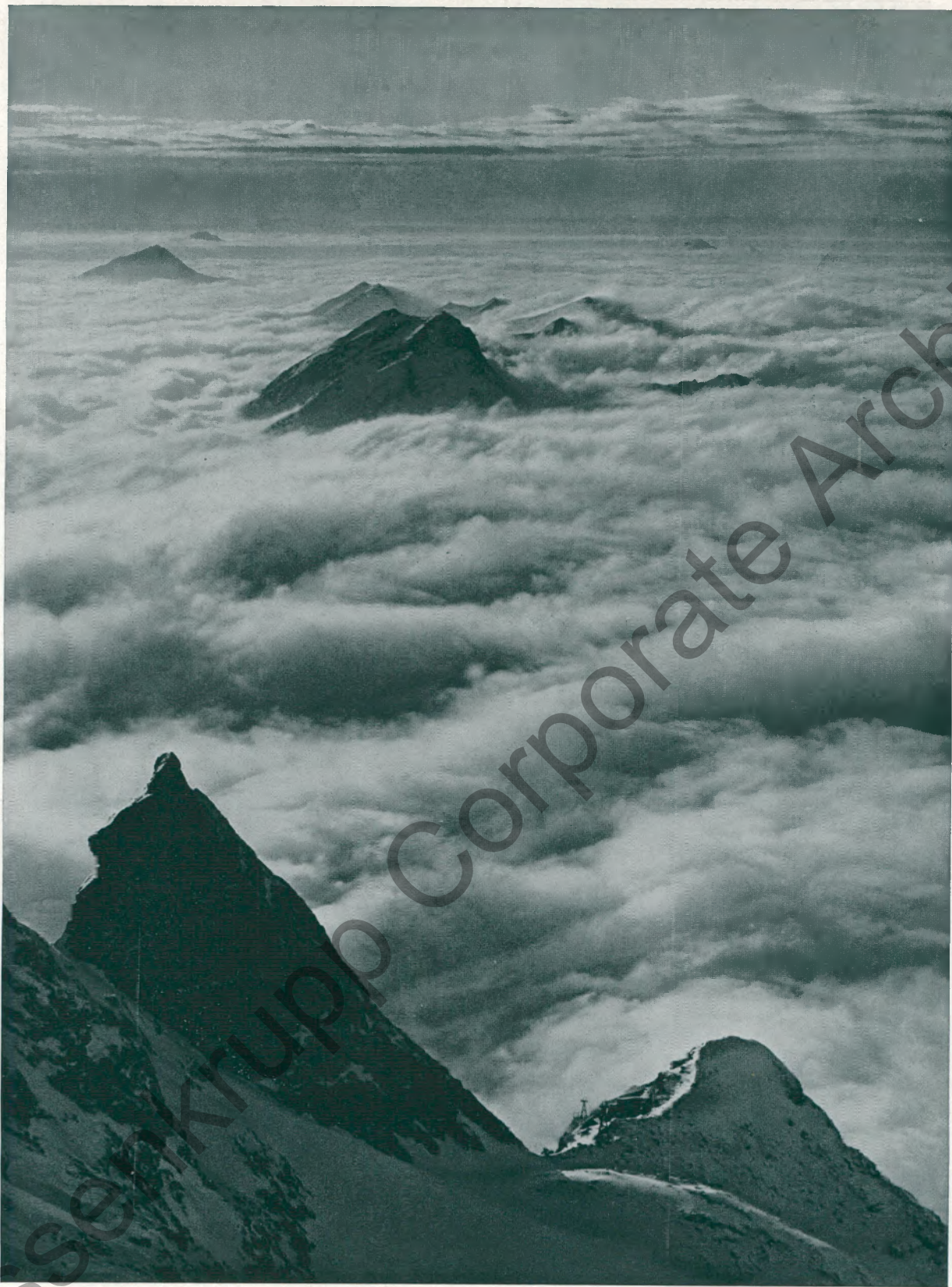
halten. Es mag für eine verborgene Sehnsucht gelten, wenn eine dieser seligpreisenden Ankündigungen sich „neue Sachlichkeit“ benennt. Sie scheint Wahrheit und Beruhigung zu haben und beweist seit Jahren eine anhaltende Zugkraft und Suggestionwirkung. Das fast Tragische ist nur der Befund, der dahinter steckt. Unbeschadet dessen, daß das Leben unbarmherzig mit allen Mitteln weiterkämpft, wird überall die Flagge der Sachlichkeit gehißt, und man könnte wirklich nicht sagen, welche Interessenkämpfe nicht den Nimbus der Sachlichkeit herangezogen hätten.

Wer ist sachlich und was ist sachlich? Bestimmt ist es das Tier, das nur sieht und annimmt, was es urtümlich aus seiner Naturanlage angeht. Es verhält sich dazu sicher und eindeutig, weiß, was es tun muß und wird in seiner Geschlossenheit als schön empfunden. Vom Menschen kann man das nicht so ohne weiteres sagen, wenn man von der ungespaltenen Kinderzeit absteht. Sicherlich aber nicht vom Menschen von heute, der seine alten Götter begrub und nun von Glaubensfäken internationaler Prägung leben muß. Hinzu kommt die Skepsis, die durch analytisches Denken die Welt auseinandernimmt, ohne sie wieder zum Erlebnis aufbauen zu können. Denn es ist eine furchtbare Tatsache, daß die einseitige Gehirntätigkeit die Empfindungsseele abstumpft und zuletzt als Wagner im „Faust“ sich unbedenklich lobt, „wie wir es doch so herrlich weit gebracht“. Die rein gehirnmäßige Einstellung merkt nicht seine eigenen falschen Schlüsse, verdichtet Hypothesen zu Wahrheit, die dann als Aberglaube eine Zeitlang ihr Wesen treiben. Wenn Not und seelische Einbrüche diese Oberflächenvwelt erschüttern, so steht der Mensch ratlos und ist preisgegeben. Die gefühlsmäßige Verbundenheit mit dem Leben ist schon ein sicherer Führer zu den Wirklichkeiten, und dieses Infühlsein erst ist das Leben in seiner intensiven Fülle. Es ist das Geheimnis des Künstlers im erweiterten Sinn. Unwandelbar im

Innern, wandelbar im Äußern. Denn alles Ding hat nicht seine zwei, sondern unendlich viele Seiten und Perspektiven. Diese innere Sicherheit ist die einzige Sachlichkeit, die es gibt und ist dieses: zu sein, was man ist. So einfach und selbstverständlich es scheint, so schwer ist es zu erreichen, und man bekommt auf entscheidende Lebensfragen leichter zehn Antworten von außen her als eine einzige von sich selbst; und doch gerade ist das entscheidend, was aus intuitiver Erkenntnis die Daseinsformen für den einzelnen wie für ein Volk natürlich und auskömmlich zu schaffen vermag, und hat mit dem subjektiven Urteil einer Interessenbestimmtheit nur so viel zu tun, als zum Lebensschutz gehört. Sie erkennt das Richtige des Augenblicks und hängt sich an keine Formel. Nur wer unverkrümmet durch Dogmen in eigener Senkrechter lebt, ist lebendig beweglich, sprungbereit in Notlagen, erkennt die eigenen Grenzen und weiß darin zu leben und zu schaffen. Er ist frei in der einzigen Freiheit: frei in seinem eigenen Gesetz. Das ist sowohl Ruhe als höchste Verpflichtung und einziger Weg aus der Verwirrung der zusammengebrochenen Welt.

Denn nur diese eingeborene Sachlichkeit versteht es, ihren falschen Doppelgänger, den Wolf im Schafskleid, zu entlarven.

Wir haben gesehen, daß ein jedes Wesen im Grunde nur das sieht, was es interessiert, und der Photograph ist durch seine Arbeit sogar direkt kontrollierbar, was und wie er sieht. Unfreiwillig bestätigt das auch die sogenannte neue Sachlichkeit, die zwar weder neu noch sachlich, sondern einfach eine Richtung ist, die eng mit dem internationalen Wirtschaftsleben und seinem Rückschlag auf die persönliche Verfassung des Menschen zusammenhängt. In dieser Art des Sehens tritt eindeutig ihre Interessensphäre zutage. Man hört wohl vom Zeitgeist sprechen und ist versucht, mit Faust zu sagen: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der



Dr. Hans Pfeiffer.

dann die große Welt." (Goethe, Faust I.)

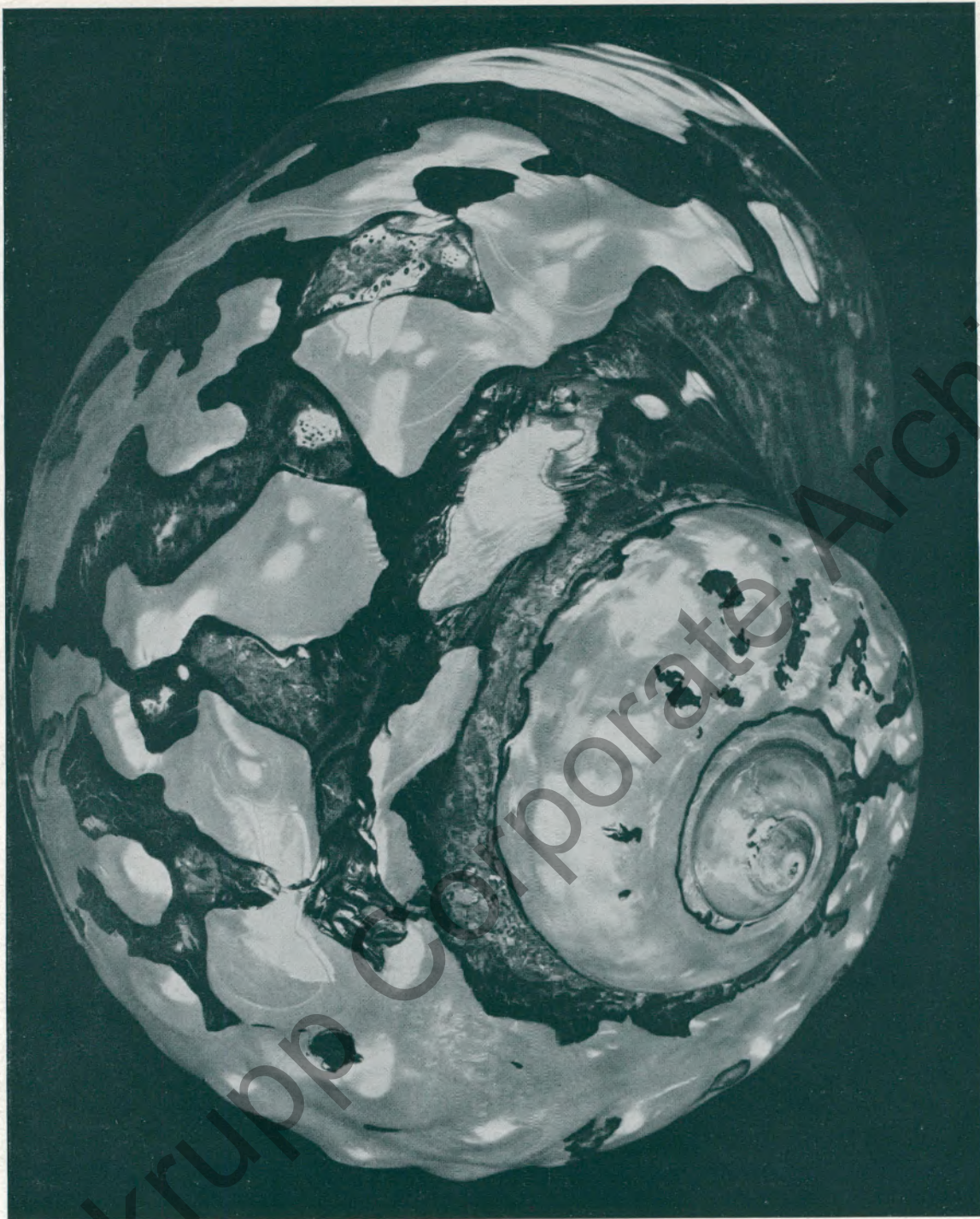
Aus „Das deutsche Lichtbild 1931“.

Wolkenbrandung.

Herren eigener Geist." Bestimmend für diese Weltanschauung ist ihre materielle Einstellung, deren Drehpunkt die Weltwirtschaft mit ihren Konsequenzen ist. Der unselige Wahn, immer nach außen sehen zu müssen, alle Aufmerksamkeit auf das zu lenken, was andere tun, was im Ausland Geltung hat, ist eine Folge des Lebenskampfes, der immer nackter wird.

Neben der Sachabbildung der neuen Richtung zeigt sich

in zweiter Linie eine Strömung, die folgerichtig damit zusammenhängt. Wir sehen es als eine allgemeine Zeiterscheinung, wie der rationale, schnellebige, nach außen lebende Mensch zum Lebensausgleich das Außergewöhnliche, die Sensation braucht. Wo Effekt um jeden Preis, und es ist erstaunlich, was auf diese Anforderung hin in Ausstellungen und als deutsche Photographie neuer Sachlichkeit angepriesen und



Henne Mosbacher.

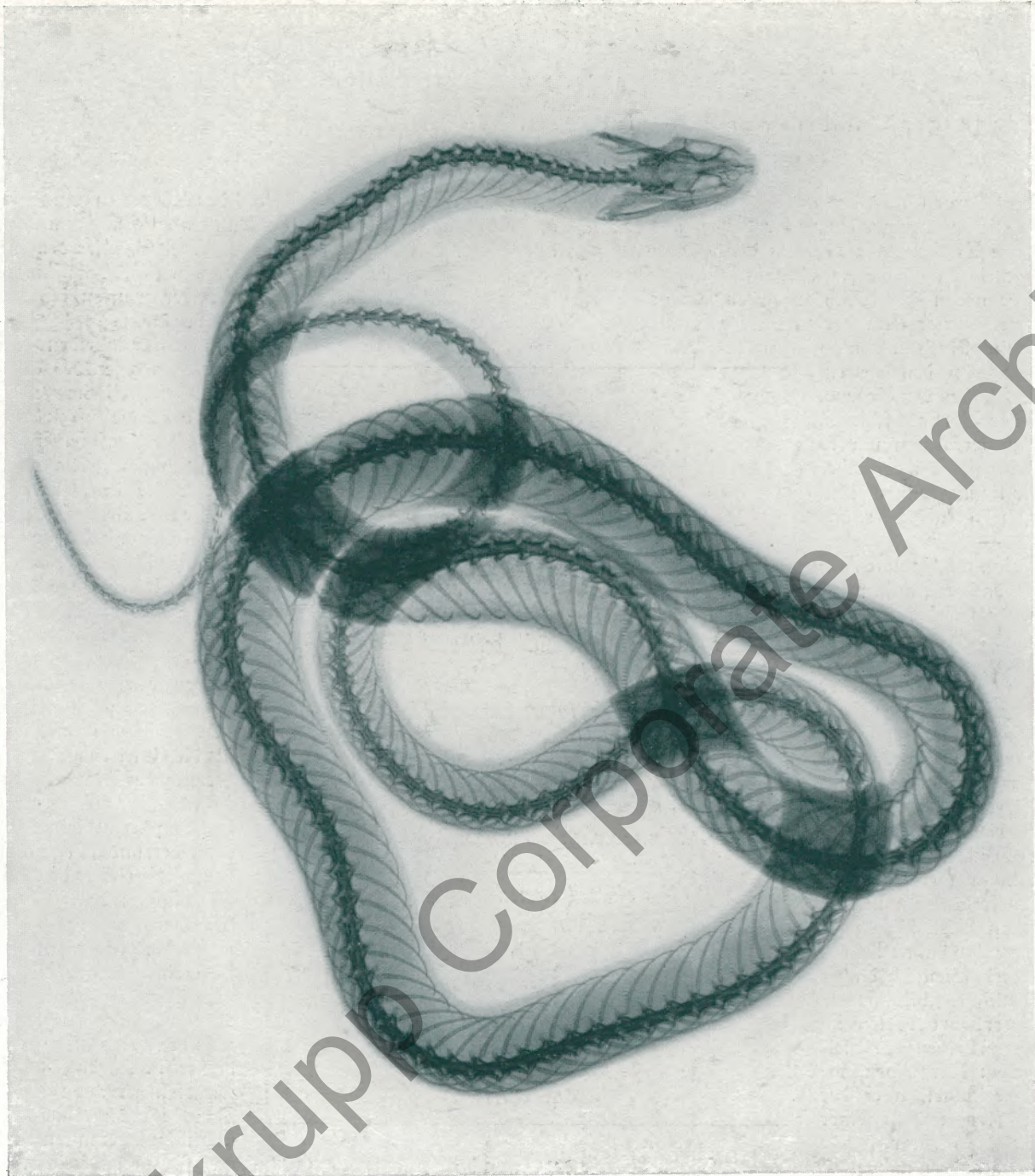
Eisfischerei.

Aus „Das deutsche Lichtbild 1931“.

ernst genommen wird. Eine Welt fremder Stilmischungen, übergrößerter Ausschnitte, künstlicher Primitivität, aber auch seltsamer Lockung bizarrer, raffinierter Formeleganz als überfeinerte Geste spürbarer Dekadenz. Auch hier Vorliebe für das Gegenständliche in gewagten und verzerrten Perspektiven, unter allen Umständen schmackhaft serviert. Das Porträt erzählt eine Darstellung, bei der nicht das Leben ausschlaggebend ist, sondern eine gesellschaftlich normierte Geste des Lebens. Es wirkt maskenartig und beweist sich als zugespitzte Individualität, die sich oft recht selbstgefällig feiert und distinktiert betont, was Menschen voneinander unterscheidet und trennt.

Nichtsdestoweniger können für den deutschen Photographen wertvolle Anregungen für seine Arbeit aus dem allen kommen, wenn er nicht äußerlich kopiert, was schon zum Überdruß geschieht. Die saubere Technik und klare, feste Ausdruckssprache der Sachphotographie wie das leichte Spiel der Form

sind wohl geeignet, Anregung zu geben zur Steigerung der Leistung. Besonders hat es der Berufsphotograph nötig, seine Welt zu erweitern und zu vertiefen. Er hat Jahrzehnte Familieninteressen photographiert, die heute durch wirtschaftliche Einschränkung in die zweite Linie der notwendigen Ausgaben gedrängt werden. Er sollte die unfreiwillige Pause nutzen, seine Technik zu vervollkommen und das Leben zu studieren. Es ist noch immer so gewesen, daß das, was ohne Verehrung aus Liebe und Begeisterung entstand, gut gelang und einen Platz und Verwendung in der Welt fand. Die Nöte der Zeit, in die der einzelne verfallen ist, können nur wirksam bekämpft werden, wenn das Artfremde vermieden wird und jeder in seinem Kreis tut, was er verantworten kann. Was sich dann zeigt, wird vielleicht bescheidener und weniger auf-



Letzte Verein, Berlin.

Aus „Das deutsche Lichtbild 1932“.

Röntgenbild einer lebenden Ringelnatter.

fällig sein, aber es ist echt. Unsere Kraft liegt in einer Eigenschaft und Erlebnisfähigkeit der Seele, die man, im miscreditierten Sinn, deutsches Gemüt genannt hat. Jedenfalls hat diese Eigenschaft uns ein Geisteserbe hinterlassen, das wir erst wieder neu erwerben müssen, um es zu besitzen. So wenig es einem vernünftigen Menschen einfällt, die konkreten Aufgaben des Alltags aus Wolkensuckucksheit zu beurteilen, so wenig wird er die Welt ihrer Oberfläche nach zu Nutzwzwecken allein sehen oder sie in genießerischem Spiel als Ornament erschöpfen wollen. Dabei geht der innere Mensch leer aus, und kein Raffinement kann über die Einseitigkeit täuschen, die eine Ausnahme zur Regel, zum Stil machen will. Es kann sich also im Sinne der deutschen Photographie, wenn sie wesenstreu sein soll, um den Ausdruck einer Mitteilung handeln von einem Erlebnis, einer Erschütterung, die verankert ist in Lebenszusammenhängen, die sich dem analysierenden Ver-

stand entziehen und darum auch nicht die harte, klare, geheimnislose Blendung der neuen Richtung zeigt, weder in Licht, Komposition noch sonstigen Mitteln der Darstellung. Sie reißt nicht grell heraus, sondern läßt den Zusammenhang ahnen; sie dient nicht Zwecken, sondern stellt Ergriffenheit dar, die gleichzeitig begreift. Sie soll die Dinge reden lassen und das in ihnen sich offenbarende Schicksal. Ohne den Mut zu sich selbst kann der Mensch nicht im Organischen reifen zu der Weltanschauung, die einem Wesen entspricht. Er wird sich dann den Platz schaffen, der ihm gebührt, als einzelner sowohl wie als Volk, denn die Natur ist immer noch stärker als Gesuchtheiten und Kunstleien einer Originalitätschase mit fremden Mitteln. Diesen Früh- und Fehlgeburten einer einseitigen Intelligenz muß gegenübertreten die wurzelhafte, lebenskräftige Art der wahren Originalität, die in echter Sicht der Dinge zu leben weiß.

Unter dem Himmel.

Von Alexander von Sacher-Masoch.

„Ein junger Dachdecker rettete seinen Kollegen“

(Aus einer Zeitungsnotiz.)

An diesem Morgen stand das große Haus mit seiner hellen, geraden Front, den großen Fensterlöchern und den lichten, ungestrichenen Türfüllungen breit in der Dämmerung. Ein junges Haus, in das Menschen einziehen sollen, ehe noch der Winterschnee gegen sein Dach frommelt, das eben gedeckt wird. Ein verspäteter Bau, der zu Ende gebracht werden soll in Rekordzeit. Noch sah man kaum etwas von den weiten, unbebauten Flächen der Gegend, die Häuser der Vorstadt schienen im Nebel zu zerfließen, und es war, als schwangen ihre Leiber hin und her im ungewissen Licht. Der Wind pfiff kalt über das ebene Land. —

„Man bekommt flammige Finger dabei“, dachte Paul, während er mit dem Arbeitsack am Gerüst hochkletterte. Denn just dort droben, wo der Giebel des fünfstöckigen Gebäudes unter dem niedrigen Himmel entlang lief, war seine Arbeitsstätte. Vor ihm bewegte sich die Gestalt Vater Lehmanns, eines Fünfzigers, der sein Partner war.

„Hallo!“ rief Paul, und leise wehte der Wind die Antwort herab. Dann stieg er los, denn große Lebensfreude war in ihm an diesem Tag. Vielleicht dachte er: Arbeit, wenige haben Arbeit, die bezahlt wird. Vielleicht dachte er: Es wird nicht so schlimm werden, der Winter geht vorbei, wenn man nur was zu beißen hat. Vielleicht dachte er: Wir steigen täglich in den Himmel, aber der Himmel ist fern, und in seiner Nähe wohnt die Gefahr.

Er war dem andern nahe gekommen und sah die Absätze des Alten über seinem Kopf. Als sie die Stügleisten hinaufließen, dem Giebel zu, war er dicht hinter ihm. Das war ein mürrischer Mann, der Alte, aber ein guter Arbeiter. Man konnte was lernen von dem. Nur sehr verschlossen und bleich an diesem Tag. Paul sah das, als er aufwärtsblickte. Es wurde unmerklich heller, und im Osten schob sich die graue Wand des Himmels ein wenig auseinander. Das wurde vielleicht ein schöner Tag.

Sie hatten gestern etwa zehn Meter hinter dem Giebelvorsprung aufgehört. Hier mußte man hinüber; das war ganz leicht, denn ihr Beruf gewöhnte sie daran, schwindelfrei über Abgründe zu gehen.

Hier aber geschah es, daß der alte Lehmann, etwa vier, fünf Schritte vor ihm, plötzlich einen leisen Ruf ausstieß, sich mit der linken Hand ans Herz faßte und zu taumeln begann. Paul sah das alles genau, und im Bruchteil eines Augenblicks sprang er leichtfüßig und gewandt nach vorn, um dem Alten das Gleichgewicht wiederzugeben. Dennoch war es zu spät. Die Füße des Mannes lösten sich vom Sims, und wie in einer

Zeitlupenaufnahme sah Paul den Körper zusammensinken und sich langsam von der schmalen Kante lösen. Man konnte ganz schnell denken in solchem Fall. Viel schneller denken, als ein Körper zu fallen vermochte. Es war fast Wahnsinn, und wäre Paul nicht so ein junger Dachdecker gewesen, hätte er's vielleicht nicht gewagt. So aber tat er dies:

Er griff mit beiden Händen nach dem Handgelenk des Kollegen, das den Bruchteil einer Sekunde vor ihm durch die Luft strich, packte es mit aller Kraft seiner Finger und ließ sich gleichzeitig auf der anderen Seite des Giebels herabgleiten. Wie auf einer Waage berechnete er dabei die Verteilung des Gewichts. Er war ein kräftiger Kerl, der junge Paul. Aber das Ganze wäre dennoch kaum gesüßigt, wenn einer der beiden Körper frei gefallen wäre. So aber glitten sie beide die Dachziegel entlang, und es gab nur einen Augenblick höchster Kraftanstrengung, als dies Gleiten aufhörte und das Gewicht des Mannes, den er hielt, sekundenlang fast unerträglich zur Geltung kam. Gleich darauf ging es wieder, und er begann zu überlegen. Leise rief er den anderen, er möge sich mit dem freien Arm festklammern, aber es kam keine Antwort. Und das war schlimm. Er stieß einen lauten Hilferuf aus. Von irgendwoher glaubte er eine Antwort zu vernehmen. Jetzt nahm er alle Kraft zusammen und drehte sich so, daß das Hauptgewicht seinen rechten Arm belastete. Dann biß er die Zähne aufeinander und ließ mit der linken Hand ein we-

nig los. Er schaffte es und bekam so für Sekunden den linken Arm frei. Er löste blitzschnell den Gürtel von seinem Leib, schlang ihn um den Arm des andern, gleich am Gelenk, und zog den Riemen mit den Zähnen zusammen. Sein rechter Arm war bereits völlig gefühllos, und es war höchste Zeit, daß er mit der Linken wieder zugriff. Jetzt aber hielt er den Gürtel zwischen den Zähnen und hatte so dreifachen Halt. Das ging wieder eine Weile. Er begann nochmals laut und anhaltend um Hilfe zu schreien, und diesmal kam Antwort aus größerer Nähe. Dann sah er in den Himmel hinein. Ein heller Riß klappte im Grau, wurde breiter und breiter. „Jetzt erwacht die Sonne“, dachte der junge Paul, während er so hing. Er spürte nichts mehr von seinen Armen, seine Zähne gruben sich in das Leder des Riemens, die Kiefer schmerzten erbärmlich. „Das geht nicht mehr lange“, dachte der junge Paul, dann wurde er gepackt und gehalten. Er empfand noch, daß man ihm Gurte um die Schultern legte und sah verschwommen Gestalten über sich. Dann verlor er das Bewußtsein.

Beide wurden gerettet.

Kreislauf.

Ach, daß des Frühlings Blütenpracht
So bald vergeht —
Daß hinter jedem Kommen schon
Der Abschied steht!

Daß Sommer gleichsam Frühlings End'
Und Reife ist —
Daß Herbst an Müdigkeit und Tod
Erfüllung mißt!

Und daß der Winter Ausruh'n ist
Zu neuem Spiel!
Vor-Frühling und Nach-Herbst zugleich —:
Anfang und Ziel!

Daß kein Gescheh'n zu halten ist,
Nicht Freud' noch Leid!
Daß alles einmal „wird-vergeht“
Im Strom der Zeit!

Daß alles einmal wiederkommt
Im Zeitenlauf — —:
Denn ewig hebt das Werden das
Vergehen auf . . .

Paul Nitschke.



Vergrößerte Wiedergabe der diesjährigen Weihnachtsplakette der Mitteldutsche Stahlwerke A. G. Sauchhammer.

Wir heißen euch hoffen!

Frau und Familie.

Vortrag, gehalten von Ilse Burckhardt auf der Tagung des Vereins „Deutsche Frauenkultur“.

Die Aufgabe, über „Frau und Familie“ zu sprechen, hat mich zunächst betroffen. Zum einen, weil ich selbst erst zwei Kinder habe, und wir bei dem Gedanken „Frau und Familie“ doch wohl — immer noch — eine Mutter und einen Kranz von Kindern vor uns sehen. Und ich weiß, es sind Frauen unter Ihnen, die diesen Gedanken durften lebendige Wirklichkeit werden lassen. Zum andern, weil ich glaube, daß die letzte, tiefste Antwort auf die Frage „Frau und Familie“ „Mann und Familie“ lautet, und das Geheimnis ihrer verbundenen Kraft: Ehe. Es mag gewagt erscheinen, solches heute zu sagen. Denn es ist in Frauenkreisen über das Kräfteverhältnis von Mann und Frau viel Eifern — und nicht immer allzuviel Frauentum dabei. Selbstverständlich wird bei Rundfragen in Proletariatskreisen die Liebe der Kinder zur Mutter überwiegen, nämlich in all den vielen und traurigen Fällen, da der Vater als Stütze seiner Frau versagt und nicht bereit ist, die „Last“ der Familie unter Opferung eigener Ruhe tragen zu helfen. Ein gleiches Bild mag sich in bürgerlichen Kreisen ergeben dort, wo der Mann nicht stündlich mehr als Vater, das heißt als Zuflucht, Helfer und Führer im geistigen Sinne, sondern nur noch als Ernährer sich fühlt. Dennoch möge dies unser Maß nie sein, sondern vielmehr die Familie, in der die Kinder neben der Mutter gegenwärtig den Vater spüren — auch wenn er im Dienst ist und erst heimkommt, indes sie längst schlafen. Diese Einheit Familie zu schaffen, ruht — ungreifbar — täglich in Händen der Frau.

Wenn wir nun auf dieser Basis von „Frau und Familie“ sprechen, so erstehen die eigentlich mütterlichen Aufgaben der

Frau, die des Erhaltens, Bergens, Wärmens — davon in unserem Kreise so oft schon gesprochen und geschrieben worden ist, daß wir sie allgemein jetzt nicht behandeln wollen — heute in einem besonderen Licht, inmitten des Dunkels und der Ratlosigkeit, die uns umgibt, nicht eigentlich verhüllt, als vielmehr doppelt sichtbar. Es gilt etwas zu bergen, und es bedarf der Kraft einer Mutter, es täglich neu zu empfangen und zu lebendigem Sein erstehen zu lassen. Es gilt das Leben zu retten und seinen tiefsten geistigen Sinn. Es gilt in einer Zeit, die materiellen Besitz immer noch bis zum Götzendienst wertet, aus dieser Sackgasse zurückzufinden in den Kreislauf der lebendigen, ewigen Schöpfung. Daß Ehepaare aus dem Leben gehen, ihr lebendiges Leben abwerfen — nicht weil sie hungern, nein, nur weil sie es nicht ertragen, daß das Geld schwindet; daß gesunde, sorgenfreie Menschen in Anbetracht von ein paar Gehaltskürzungen auf die Frage nach ihrem Wohlfühlen meinen: „Wie soll es gehen? Schlecht!“ oder — bestenfalls — „den Umständen entsprechend“; daß kleine Proletariatskinder auf die Erkundung: „Wo arbeitet denn der Vater?“ antworten: „In der Hütte, aber er verdient weniger als ein Arbeitsloser!“; daß schließlich einzige Kinder aus Direktorenhäusern seufzen: „Diese Weihnachten kann ja das Christkind nicht soviel bezahlen!“ — solche Erlebnisse sollten der Frau und Mutter eine Kraft des Heilens, des Lösenden und wieder Bindens geben, die den Wandel nicht übersteht, sondern ihn schafft.

Frau und Familie. Da ist eine Not, die liegt am Anbeginn, eigentlich noch vor der Familie. Aber von ihr als Not spricht

feiner. Junge Menschen begegnen einem, gesund, frisch, jahrelang verheiratet. Sie haben Arbeit, Wohnung — aber Kinder wollen sie nicht. Die Zukunft scheint ihnen undurchdringbar. Gewissenhaftigkeit? Verantwortung? Wofür? Für wen? Sie erkennen Kinder nicht. Sind sie nicht Dinge, die man sich nicht „leisten“ kann, leisten wie etwa ein Auto oder ein eigenes Haus? Was sind Kinder, was das unermessliche Geschenk, das in ihrem „Zu-uns-Kommen“ beschlossen ist — und das wir Armen abzahlen mit Studium, Ausbildung und einem ganzen Stapel von Wissen, Bildung und Berechtigungen, die wir ihnen schuldig zu sein glauben? Und werden doch durch sie täglich überwältigt — überschüttet mit Leben, mit Hingabe an Sonne, Licht und Raum und mit bedingungslosem Glauben an das Morgen!

Daß wir einmal das Vertrauen faßten, Menschen zum Wachstum zu verhelfen — auch wenn es ohne Latein und höhere Mathematik sein sollte —, Leben aufzubauen, das einst als Gärtner oder Kleinsiedler schaffte, weniger bedacht auf „Niveau“ und „Milieu“ als auf den vollen und tiefen Sinn!

Ausbildung. — Ich war zu einer „Hausmusik“ in benachbarter Ortsgruppe geladen. Schön und köstlich: Die Dame des Hauses sang Wolf und Mahler, Orchesterlieder. Ein Herr gab Erläuterungen. Trotz strahlender Sonne verdunkelter Raum, vielhundert Kerzen Licht, Blumen, Applaus — Hausmusik? Wenn nun kein Klavier da sein kann und die Mutter sänge mit den Kindern allabendlich? Und eins, das brav ist und tüchtig, dürfte dann eine Blockflöte blasen und ein anderes später eine Gambe streichen, und dies ganz verbunden dem Tag und dem Abend in der Familie, wie das einst war, da Gott und die Welt sich noch die Hände reichten im Tagewerk: ob das wohl weniger beglückend wäre als ein jahrzehntelanger Klavierunterricht und weniger formend und echt? Wenn es uns einmal schlecht geht — und die meisten Menschen meinen, es ginge einem schlecht, wenn man das Anrecht auf Stellung, Behagen, Ruhe verloren habe —, wird er dann fragen, der Schaffen jenes Liederabends ohne den Stachel des „Vorbei!“? Gibt es in Zeiten solcher Schwankungen eine andere Rettung als in die feuerfeste Zone unseres geistig-seelischen Bestandes, in das unangreifbar Tragende, das durch allen Wandel unser eigen bleibt: weil nicht die Umstände es ermöglichen, sondern weil es täglich neu aus uns heraus geboren wird?

Das tiefste Erlebnis der Geburt, zu dessen bewußtem Ertragen moderne Medizin uns Frauen trotz Gymnastik und Sport die Kraft nicht mehr zutraut, scheint mir Schlüssel und Symbol allen mütterlichen Seins. Männlicher Geist, männliches Werk schaffen erringt die Stufe, auf der eine Familie der menschlichen Ordnung eingegliedert ist. Eine Mutter aber erlebt am eigenen Leib durch die Geburt den unmittelbaren Beginn nackten, neuen Lebens, verkettet nicht den äußeren Verhältnissen als vielmehr dem lebendigen Blutstrom, der in die Tiefe führt; dem Blutstrom, dessen Wellen im Auf und Ab der Geschlechter uns tragen, anstatt erschrecken sollten.

Wovor fürchten wir uns, da wir unser Herkommen und unser Geleise so angstvoll krampfhaft festhalten? Schwer fallen wird nur der Unbewegliche, der Starre, Versteifte, und ein Lebenszeichen ist der ewige Wandel. Nicht der Wankelmut, sondern die Entwicklung zum eigensten letzten Kern. Ich meine, es gäbe für den tapfer Kämpfenden — und wieviel Mütter kämpfen heute schwer —, es gäbe für den Kämpfenden nur eins: Abtun, fallen lassen alles, was uns nicht zu eigen angehört — und: sein Leben keine Sekunde als ein Provisorium zu nehmen. Dieser Weg scheint schwer, ungangbar vielleicht. Dennoch wird, wer ihn mutig wagt, verborgenes Licht wahrnehmen und an neuen, klaren Quellen trinken.

„Mensch, werde wesentlich: denn wenn die Welt vergeht, So fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht.“

Abtun, fallen lassen. — Es sind Nächte in schicksalschwangeren Zeiten, da die Frau aufsteht aus dem Schlaf und umhergeht durch ihr Reich und in der Stille sieht und sinnt: Was nimmst du wohl mit, was gehört ganz, untrennbar zu dir, was schuldest du deinen Kindern zu erhalten? Und daß sie dann im Fallenlassen erkennt, was ihr eigen ist. Und, nach einer Weile Lebens, geht sie wieder und denkt: Was kannst du aus den Händen lassen, daß du noch leichter gingest, noch unzersplitterter, ganz eins? Und ihre Kreise werden enger und enger, es ist als ginge sie in den Krieg und griffe ein Leßtes. Und dann leben dürfen — wahrhaftig, dann erhalten wir es neu geschenkt. Und eins schwindet und schleicht sich fort: die Angst. Die Angst, die uns heute in Gesprächen und auf den Gesichtern rundum erschreckt; die Furcht, da man Maßstäbe wanken sieht oder auch nur glaubt, sie könnten um ein wenig sich verschieben; und die doch versänke unter der aufsteigenden Kraft, persönlichen Besitz und persönlichen Wunsch hingebend fallen zu lassen im Augenblick, da das Schicksal es fordert, und unter der befreienden Erkenntnis, daß der Mensch Mensch bleiben darf, Mensch werden kann.

Da steht ein Wort an der Weggabelung wie eine Gefahr. Führer will es sein und kann doch unseren Blick trüben: Tradition — Familientradition. Nehmen wir nur ein Beispiel: Es ist Sitte, daß am Sonntag mittag eine Flasche Wein auf dem Tische steht. Dort, wo der Vater das Glas nimmt, um der Hausgemeinschaft für einen Augenblick das Geschenk ihres gesund miteinander Lebendürens tief zum Bewußtsein zu bringen oder um eines Fernen oder Kranken in besonderer Liebe mit seiner Familie zu gedenken, dort ist das Glas Wein Symbol gesammelter Kraft, ist lebendige Tradition und des Erhaltens wert. Überall da aber, wo der Wein auf dem Tische steht, weil eben Sonntag ist, und es immer so war: da ist er Gewohnheit und hat mit unserem Leben nichts zu tun.

Als wir vor einem Jahre in Nachen über „Heimat“ sprachen, vermißte ich eines tief: die Ausdehnung jenes Begriffes ins Metaphysische. Wohl ruht ein tiefer Regen in der eigenen Erde, wohl ist es unser schwerster Fluch, daß wir ihr so entwachsen konnten, und dennoch: Beheimatet ist letzten Endes wohl nicht so sehr, wer Haus und Gut besitzt, als vielmehr, wer zu jeder Stunde und zu jeder Aufgabe ja zu sagen vermag, innerlich ja sagen muß. Es ist sehr wahr, daß „eine Mutter, die ihre Einordnung in das Lebensganze bejaht, ihren Kindern auch in großer materieller Armut stets einen unaufwiegbaren Reichtum an Herzensfröhlichkeit und Lebensbejahung mitzugeben haben wird“ (Russell). Wäre diese tiefinnerste Bejahung ihres Schicksals nicht eine ganz weibliche, ganz mütterliche Kraft, wie vermöchte die Frau bedingungslos den heute oft verschütteten Weg ihres Mannes aufrecht und helfend mitzugehen? Ist es nicht ihre letzte Erfüllung und ihr Sinn, die Kinder und die zu ihrer Hausgemeinschaft gehören, bei der Hand zu nehmen und sie wirklich hinein-zuführen in das unter jedem Schicksal strömende Leben, das Kraft ihrer mütterlichen Wurzeln wahrhaft ihr eigen ist?

Es ist im heutigen Schrifttum soviel davon die Rede, daß die Frau nunmehr — endlich — berufen sei, eine neue Kulturführung zu übernehmen. Wir haben auch zu Beginn unserer Gedanken dieses eifrigen Kampfes Erwähnung getan und wollen ihn ruhen lassen. Aber dies eine möchten wir der Frau wohl zutrauen: Den Mut und die Tat der Bejahung dort, wo es an einer Kehre des großen Serpentinweges, den wir alle seit Jahrtausenden gehen, gilt, ohne überkommenen Maßstab im Vertrauen in die eigene Kraft zu gehen und im Vertrauen in die übermenschliche Kraft zu glauben: die Kraft und die Demut, mit einem Schicksal nicht sich abzufinden, sondern es umzuwandeln in Licht, darin ihr Mann aufrechter gehe und darin ihre Kinder den Weg finden zum Leben.

Die wachsende Küche.

Unter diesem Namen zog eine Abteilung der Stuttgarter Werkbundausstellung „Wohnbedarf“ die Aufmerksamkeit der Hausfrauen auf sich. Hier hatte eine theoretisch wie praktisch gleichermaßen geschulte Frau, Dr. Erna Meyer, die Verfasserin des bekannten Buches „Der neue Haushalt“, an verschiedenen Küchentypen zu zeigen versucht, wie heute eine Küche eingerichtet werden sollte.

Die kleinste Einheit, gewissermaßen die Zelle, bildet der Kochschrank für die Einraumwohnung Alleinstehender oder kinderloser berufstätiger Ehepaare. Im „Gruco“-Schrank sowie im „Hezer“ kann man kochen und das Koch- und Geschirrschiff unterbringen, der „Gruco“ beherbergt außerdem ein herausklappbares Plättbrett, der „Hezer“ eine Spülvorrichtung. In jedem Fall ist nach getaner Arbeit in der Einraumwohnung von der gesamten Küche nichts mehr zu sehen. Braucht man späterhin eine ausgebautere Küche, so kann man den Kochschrank mit geringfügigen Veränderungen als Topf- und Geschirrschrank verwenden.

Die ausgebauten Küchen – eine kleinere, eine mittlere und eine große – unterscheiden sich voneinander durch die Raumgröße und die einfachere oder elegantere Ausstattung, nicht aber nach der Größe des Haushaltes. Es ist sehr dankenswert, daß die einfache Küche der Kleinwohnung trotz Raum- und Geldbeschränkung so eingerichtet ist, daß man in ihr auch für eine vielköpfige Familie kochen und spülen kann. Ja, die sogenannte kleine Küche enthält sogar verhältnismäßig mehr Unterbringungs- und Abstellraum als die größeren Typen, weil sie mit kleinen Möbelementen – sei es Oberschrank oder Unterschrank – auskommen muß, diese aber in der Regel mit Schubladen und Ausziehbrettern ausgestattet sind, die den durchgehenden hohen Schränken fehlen. An Stelle des Besenschranks ist eine Besenecke vorgesehen, deren Vorhang an einer im Halbrund geschwungenen „Nigola“-Stange einen erfreulichen Anblick bietet, was man im allgemeinen von den Besenecken nicht sagen kann.

Das Kennzeichen der drei Küchen ist die strenge Durchführung des Grundsatzes, daß alles in der Reihenfolge angeordnet sein muß, in der man die Dinge für gewöhnlich braucht. So beginnt beispielsweise in der kleinen Küche die Arbeitswand mit der Waage und den Trockenlebensmitteln, unter denen sich der Tisch mit den Holzgeräten und ein Griff weiter der Halbschrank mit den Geräten zur Kochvorbereitung befindet. Beim Kochen am Herd erreicht man ebenfalls die Töpfe, über denen das Geschirrschiff zum Anrichten untergebracht ist. Die mittlere Küche ist nicht nur mit Holzmöbeln reichlicher versehen, sondern z. B. mit einem Eisschränken und Wandöfen ausgestattet. Für den Fall, daß keine eingebaute Spülvorrichtung vorhanden ist, wird hier auch ein Küchentisch mit herausziehbaren Spülbänken gezeigt. Im großen Typ fallen die Küchenmaschinen mit Elektromotor auf, die Gebrätpresse, die es erlaubt, mit geringem Kraftaufwand Kompott, Kartoffeln, Erbsen und andere Hülsenfrüchte durchzupressen, und Geschirrschiff aus Chrommangan, feuerfestem Glas und Porzellan.

Zum Schluß seien noch zwei kleine Tricks verraten, die sich die aufmerksame Besucherin zu eigen machen konnte. Unterhalb der Tischfläche oder einer Schublade ist an jeder Seite je eine kleine Holzleiste angebracht. Auf dieser ruht das Nudelbrett, dessen Unterbringung bei beschränktem Raum oft so lästig ist, und zwar tief genug, um gleichzeitig als Abstellbrett für die sperrigen Tablett zu dienen.

Eine Drause mit Schlauchansatz, wie man sie für etwa 50 Pfennig für den Ausgußhahn kaufen kann, ist auf die Tülle des Wasserkessels gefestigt. Nachdem nun das Geschirrschiff gewaschen und – möglichst im Drahtkorb – luftig aufgestellt ist, braucht man es nur mit sehr heißem Wasser abzubrausen, um Zeit und Trockentücher zu sparen, denn es genügt ein leichtes Nachpolieren. Es ist zu wünschen, daß nicht nur Hausfrauen, sondern auch Architekten die Abteilung „Wachsende Küche“ eingehend studiert haben. Denn schließlich kann die zeit- und kraftsparende Anordnung der Geräte nur durchgeführt werden, wo der Architekt durch die Anordnung von Fenstern und Türen, Herd und Spüle verständnisvoll vorgesorgt hat.

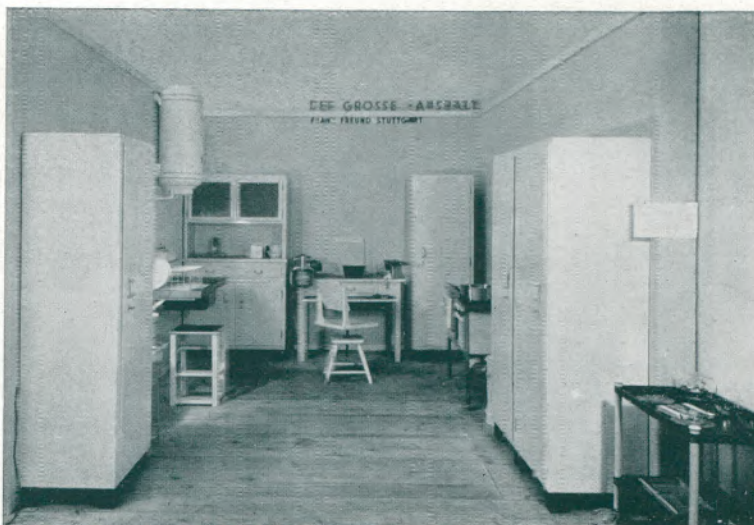
Dr. Hilde Grünbaum-Sachs.



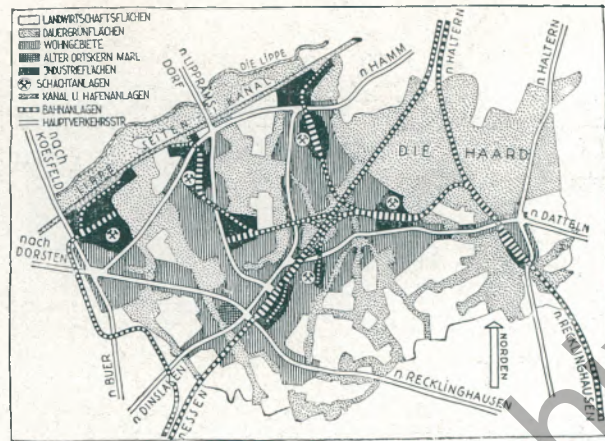
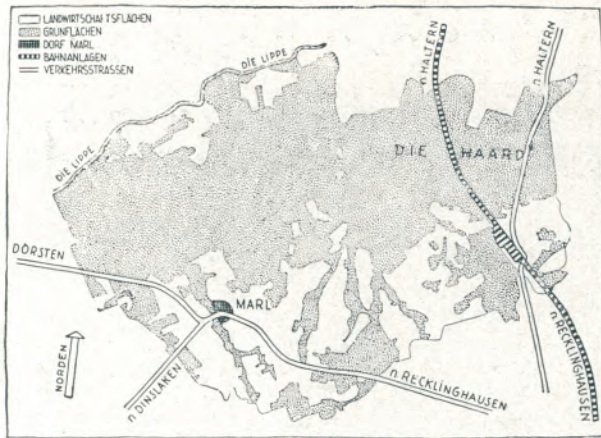
Die „kleine Küche“ mit Topf- und Geschirrschrank neben dem Dacheherd, mit Besenecke und mit dem Schmutzaustrag kombinierte Spüle. Fotos Lazi.



Die „mittlere Küche“. Tisch mit ausziehbaren Spülbänken, Arbeitsplatte unterm Fenster mit Fach für Geschirrbrett.



Die „große Küche“. Der Vorrichterschrank hat u. a. Neflsch und Brotfach. (Die Bilder sind der Moratschrift „Neue Hauswirtschaft“ entnommen.)



Von der Dorfgemeinde zur Industriestadt.

Links: Jetziger Zustand der Gemeinde Marl bei Recklinghausen.

Die Gemarkung besteht aus dem Dorf Marl, aus den landwirtschaftlich benutzten Flächen und einem großen Waldbestand. Der heute schon vorhandene Lippe-Seitenkanal ist noch nicht eingezeichnet.

Rechts: Späterer Ausbau der Gemarkung Marl zur Industriestadt

nach dem vom Siedlungsverband für den Ruhrkohlenbezirk aufgestellten Siedlungsplan. Auf Grund der geologischen Unterlagen läßt sich die Lage der späteren Zechen heute schon festlegen. Daraus folgen dann die für die Eisenbahn und Verkehrsstraßen freizuhaltenden Flächen sowie Kanal- und Hafenanlagen. Dem schließen sich die Wohngebiete und Grünflächen an. Bei den Grünflächen ist auf möglichst Erhaltung alter, schöner Bestände und richtige Eingliederung zwischen die Wohngebiete geachtet.

Die innerdeutsche Umsiedlung vom Standpunkt der Wirtschaft und des Städtebaues.

Anfang November sprach im Hause der Technik zu Essen Oberregierungsrat a. D. Dr.-Ing. Rappaport, der erste Beigeordnete des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk, Essen, über „Die innerdeutsche Umsiedlung vom Standpunkt der Wirtschaft und des Städtebaues“. An Hand eingehender zahlenmäßiger Unterlagen gab der Redner zuerst einen Ueberblick über die Bevölkerungs- und Berufsentwicklung in Deutschland. Im Jahre 1800 wohnten nur 10 % der Menschen in den wenigen Städten über 50 000 Einwohner. Heute sind es über 30 %, und die Zahl der Großstädte (über 100 000 Einwohner) ist auf fast 50 gestiegen. Noch besser wird das Bild durch folgende Tatsachen gekennzeichnet: 1871 entfielen rund 64 % der Bevölkerung auf ländliche Gemeinden bis 2000 Einwohner und 36 % auf die Städte. Heute sind die Zahlen gerade umgekehrt, nämlich 36 % auf das Land und 64 % auf die Städte. Hand in Hand damit geht die Zusammenballung der Einwohner in den Großstädten und die Entvölkerung der ländlichen Gebiete. Während der Reichsdurchschnitt etwa 134 Einwohner auf den Quadratkilometer beträgt, steigt er in Groß-Berlin auf 4500 und sinkt in Gegenden mit landwirtschaftlichen Kleinbetrieben auf 90 bis 100, in solchen mit mehr oder weniger großen Gütern auf 40 bis 80 und in Mecklenburg und im Emsgebiet auf etwa 35. Im Jahre 1880 waren nur etwa 7 Millionen in Industrie und Handel beschäftigt, heute sind es über 18 Millionen (natürlich einschließlich der Arbeitslosen). Nur noch 18 % der Berufstätigen sind ausschließlich in der Landwirtschaft tätig, wozu allerdings noch 5 % Selbstversorger und 7 % Kleingärtner kommen. Immerhin zeigt die Zahl von 30 % landwirtschaftlicher Erzeuger gegenüber 70 % reiner Verbraucher den Weg, den die kommende notwendige Umsiedlung gehen muß. Bisher ist die gesamte Bevölkerungszunahme Deutschlands in die Städte und Industrie gewandert. Wir müssen alles tun, um die Zahl der landwirtschaftlichen Erzeuger wieder zu steigern.

Nun glauben aber viele Kreise, daß es möglich sei, den größten Teil der sechs bis acht Millionen betragenden Arbeitslosen samt ihren Familien in den ländlichen Gegenden durch Aufteilung der großen Güter unterzubringen. Es war erfreulich, daß Rappaport an Hand einwandfreier Zahlen mit diesem Irrtum gründlich aufräumte. Von den 47 Millionen Hektar der Fläche Deutschlands sind heute rund 26 Millionen Hektar landwirtschaftlich benutzt. Davon sind rund 20 % Großbetriebe über 100 Hektar und weitere 27 % mit 20 bis 100 Hektar, zusammen also 47 %. Es kann nun von den mit über 100 Hektar vielleicht ein Drittel und von den folgenden höchstens ein Fünftel aufgeteilt werden. Jede weitergehende Aufteilung würde mehr Schaden als Nutzen stiften. Betriebe unter 20 Hektar kommen überhaupt nicht in Frage. Außerdem ist zu beachten, daß auf den aufzuteilenden Gütern ja heute schon Angestellte und Landwirte leben, welche zuerst befriedigt werden müssen. So bleiben etwa 2 Millionen Hektar oder 8 Millionen Morgen zur Verteilung an neue Siedler übrig. Da für eine Wollstedlerstelle 50 Morgen nötig sind, so ergibt sich also Raum für nur 160 000 Siedlerstellen. Hierzu kommen noch ungenutzte Moore, Heide und sonstige Ödflächen mit etwa 1,8 Millionen Hektar. Davon ist aber wegen zu schlechten Bodens nur ein Drittel landwirtschaftlich überhaupt nutzbar, also rund 600 000 Hektar oder

2,4 Millionen Morgen. Da hier wegen des schlechteren Bodens die Bauerstelle zu 60 Morgen genommen werden muß, so gibt dies noch eine Fläche für rund 40 000 Siedlerstellen. Dazu kommen noch etwa 30 000 Gewerbetreibende und sonstige mit wenig oder gar kein Land. Mit der Zahl von 230 000 dürfte man aber ziemlich die obere Grenze des Möglichen erreicht haben. Mit den Familienangehörigen ergibt dies etwa eine Million Menschen, die auf dem Land untergebracht werden können, also ein Fünftelzwanzigstel der heutigen Arbeitslosen. Ferner ist noch zu beachten, daß die zu kultivierenden Flächen erst nach einer Spanne von mehreren Jahren Erträge abwerfen.

Wir sehen also, daß eine rein bäuerliche innerdeutsche Umsiedlung nicht zu erreichen ist. Das Problem, die landwirtschaftliche Erzeugung zu steigern und damit zu einem ausgeglichenen Binnenmarkt zu kommen, muß in erster Linie durch bessere Ausnutzung des Bodens gelöst werden. Damit Hand in Hand geht aber eine Auslockerung der Großstädte, verbunden mit der Kleinsiedlung. Die Kleinsiedlung, die nur ein bis zwei Morgen groß zu sein braucht, gibt dem Besitzer die Möglichkeit, sich einen wesentlichen Teil seines Nahrungsmittelbedarfes selbst zu beschaffen, besonders Gemüse und Kartoffeln. Auch das Halten einer Ziege und Obstbäume werden möglich sein. Was hier zu erreichen ist, sehen wir an Kleingärten, die erfreulicherweise heute schon weit verbreitet sind. Für diese Kleinsiedlungen ist am Rande der Großstadt und oft sogar noch in ihrem Innern genügend Land vorhanden. Durch die Hebung der Land- in eine Gartenwirtschaft läßt sich der Ertrag wesentlich steigern. Dieselben Gesichtspunkte gelten auch für die Mittel- und Kleinstädte. Durch die Nebenerwerbsiedlung werden die Arbeitnehmer, welche nicht mehr voll in der Industrie und im Handel beschäftigt werden können, einen entsprechenden Verdienstausschlag finden. Gleichzeitig ist es möglich, durch die kürzere Arbeitszeit mehr Menschen in Beschäftigung zu bringen. Auf diese Weise darf man hoffen, die Zahl der Arbeitslosen auf ein verhältnismäßig kleines Maß herunterzudrücken.

Die Umgestaltung der Siedlungsform beschränkt sich aber nicht auf die Großstadt, sondern geht über die Mittel- und Kleinstadt bis zur rein bäuerlichen Siedlung. Es müssen bis zu einem gewissen Grade auch städtische Einrichtungen in die neuen ländlichen Umsiedlungen hineingetragen werden. Wir müssen die neue „Landstadt“ schaffen, die nichts mit der Großstadt unserer Tage, aber auch nichts mit den welt- und verkehrsfernen Eigenschaften früherer Dörfer gemein hat. Nur so wird eine gewisse Rückwanderung der überschüssigen Bevölkerung erreichbar sein. Es harren hier erste und neue Siedlungsaufgaben der Verwirklichung. Die wirtschaftliche und städtische Zukunft Deutschlands verlangt ein klares, durch die innerdeutsche Entwicklung festgelegtes Ziel. Wir nennen als Beispiel die Gegenden des Ruhrgebietes, die heute noch wenig oder gar nicht industriell erschlossen sind, die aber später bei fortschreitendem Bergbau Industriestädte werden. Hier wird durch die vom Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk angefertigten Pläne erreicht, daß Wohn-, Grün- und Industrieflächen samt den notwendigen Verkehrstreifen heute schon festgelegt sind. Dadurch ist eine zweckmäßige und gesunde Aufschichtung des fraglichen Gebietes erreicht.

Dipl.-Ing. Mangold.

Die Kundschaun

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

ooo 1	⊕ 2	⚡ 3	☰ 4
⊙ 5	V 6	② 7	† 8
□ 9	∟ 10	⋈ 11	### 12
≠ ≠ 13	◇ 14	∞ 15	△△△ 16
∇△△△ 17	∞ 18	## 19	□ 20
⚡ 21	U 22	8 23	⊙ 24
⊙ 25	⊙ 26	S 27	⊙ 28

Das Alphabet der Klinkenbrüder.

Wie Bettler und Landstreicher sich heute untereinander verständigen.

Aus dem „Mittag“.

Gerade in der letzten Zeit haben sich viele Bewohner, insbesondere Westdeutschlands, darüber gewundert, daß sie von Bettlern geradezu überschwemmt wurden, während die benachbarten Häuser von dieser Plage vollständig verschont blieben. So merkwürdig diese Tatsache ist, so leicht ist sie doch erklärlich. Ihr Grund liegt darin, daß in der Jahrtausende alten Einrichtung des Bettlerwesens sich im Laufe der Zeit eine Art Zusammenhalt bzw. ein Gewerbe herausgebildet hat, das ungeschriebene Paragraphen und Geheime hat. Im Mittelalter gab es regelrechte Bettlergilden, die eine eigene Sprache hatten. Als Überbleibsel der mittelalterlichen Bettlersprache kann man die sogenannten „Bettlerzinken“ ansehen. Diese Zinken spielen im Leben der gewohnheitsmäßigen Bettler und Landstreicher eine große Rolle.

Die Geheimsprache der Bettler und Landstreicher.

Es ist darum außerordentlich wichtig, weite Kreise des Publikums hierüber aufzuklären.

Viele Hausfrauen haben in der letzten Zeit weiße Kreidestriche von ihren Hauswänden abgeputzt; sie haben dabei arglos auf die Kinder geschimpft und wohl irgend etwas von Unfug und Narrenhänden vor sich hin gemurmelt. Aber so einfach, wie diese biederen Hausfrauen sich die Sache vorgestellt haben, ist es doch nicht. Es hat sich hierbei nicht um Malereien von Kindern gehandelt, sondern um die systematische Geheimsprache der Bettler- und Landstreicherzunft. Diese bezweckt, den später nachkommenden Kollegen genaue Hinweise dafür zu geben, ob in den betreffenden Häusern Gaben zu erwarten sind und wie es sich im allgemeinen mit der Milderkeit verhält, außerdem, ob es hier etwas zu „erben“ gibt, ein

Begriff, der nach der Rechtsauffassung der Bettler und Landstreicher sehr weit gefaßt wird.

Hauptsächlich werden die Geheimsprachen entweder mit Kreide neben die Tür unauffällig angemalt oder mit scharfen Gegenständen in den Putz eingeritzt. Wer diese Zeichen immer an der Tür oder in der Nähe des Ladenschildes sucht, geht weit fehl, das würde viel zu sehr auffallen. Meistens befinden sie sich an den Häusern oder an Zäunen vor dem betreffenden Gebäude, eventuell unauffällig einige Meter vor der Haustür über die Deckfarbe gemalt (mit Bleistift) oder, wie oben erwähnt, angekreidet und eingeritzt.

Neuerdings hat sich die Presse viel mit diesen Zeichen beschäftigt, und teilweise ist die Auffassung vertreten worden, daß es sich um eine maßlose Übertreibung der sogenannten Geheimsprache handle oder, mit anderen Worten, um eine Zeitungsente, die nur dazu dienen sollte, weite Kreise der Bevölkerung in Aufregung zu halten oder dem Leser Sensationsstoff zu bieten. Weiter war gesagt, daß diese Zeichen an den Türschildern nur ganz selten vorkämen (an den Türschildern allerdings!). Ferner war noch hervorgehoben, daß die Kriminalwissenschaft derartige Geheimsprachen vollkommen ablehnte und sich mit ihnen überhaupt nicht befaßte, da sie nur als Lappalie oder Spielerei zu werten sei.

Diese Meldungen treffen jedoch keinesfalls zu, denn in der letzten Zeit hat die Zentralbehörde eine allgemeine Ermittlung angestellt, die zu einem positiven Ergebnis geführt hat. Dieses Ergebnis war daselbe, was bereits in den Akten des Kriminalmuseums seit längerer Zeit feststand, nämlich die Tatsache, daß die Zeichen ihre bestimmte Bedeutung haben, außerordentlich häufig angewendet werden und sich im Laufe der letzten Jahrzehnte merkwürdigerweise kaum verändert haben.

Die beigelegte Zeichnung stammt aus dem Berliner Kriminalmuseum; sie gibt einen genauen Aufschluß über sämtliche hauptsächlich gebrauchten Geheimsprachen.

Radium als Lebensspender und Todbringer.

Aus einem Artikel von Michel Mok in „Popular Science Monthly“, Newyork.

Gesundheitsbehörden und Ärztevereinigungen Amerikas haben allen radiumhaltigen Präparaten den Krieg erklärt. Unmittelbarer Anlaß dazu war der folgende Vorfall: Der Pittsburger Eisenindustrielle und Sportsmann Eben M. Byers, ehemaliger Amateur-Golfchampion von Amerika, trank zwei Jahre lang große Mengen Radiumwasser, eine Lösung von Radiumsalzen, die als „harmlose Kur“ für nicht weniger als 160 Leiden angepriesen wurde. Zuerst war die Wirkung verblüffend. Byers, ein Mann, der über das beste Alter hinaus war, erholt sich zusehends und erfreute sich vorübergehend wahrhaft glänzender Gesundheit. Er meinte den Jungbrunnen entdeckt zu haben und sandte seinen Freunden ganze Kisten Radiumwasser zu. Nach einigen Monaten jedoch erkrankte er schwer, und vor kurzem starb er in Newyork an Zerfall der Knochen beider Kiefer, Anämie und einem Gehirnanfall.

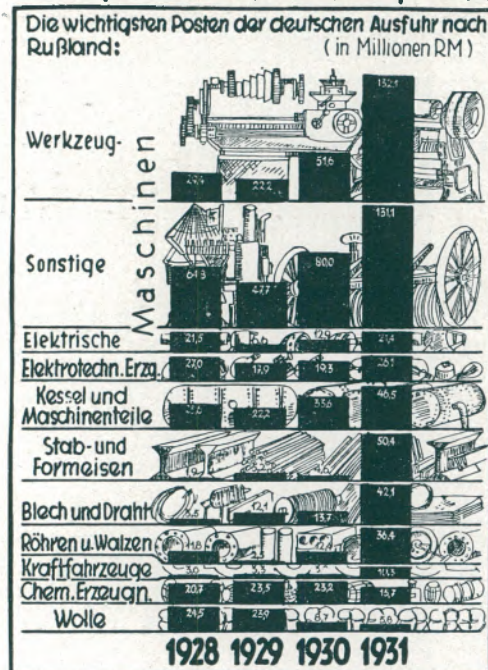
Byers' Körper enthielt die größte Menge Radium, die jemals in einem menschlichen Körper aufgefunden wurde: mehr als 30 Mikrogramm, eine Portion, die genügt, um drei Menschen zu töten. Ein Mikrogramm ist ein Millionstel Gramm.

Würde ein Sandkorn in hundert Teilchen zerfallen, so würde jedes derselben den Umfang einer tödlichen Dosis Radium haben. Und diese mikroskopisch kleine Menge Radium braucht nicht an einer Stelle vorhanden zu sein, um das Opfer zu töten. Auch wenn es über den ganzen Körper verteilt ist, führt es zu einem langsamen, furchtbaren Tode.

Radium ist, wie allgemein bekannt, als ein höchst wirksames Mittel gegen gewisse Formen von Krebs erwiesen. 10 % aller Krebskranken in den Vereinigten Staaten werden heute mittels Radiumbestrahlung geheilt, und die Leiden vieler anderer werden erheblich gelindert.

Radium ist der seltsamste und am stärksten wirkende Stoff, den der Mensch kennt. Es verkörpert das Geheimnis der Verwandlung der Elemente, allerdings in rückläufiger Ordnung, denn je mehr die Zeit fortschreitet, desto wertloser wird es. Es stellt das Zerfallsprodukt einer Elementenreihe dar, die mit Uranium beginnt und nach Jahrmillionen mit Blei endet. Innerhalb von 1730 Jahren verliert es seine halbe Strahlungskraft und sein halbes Gewicht; in etwa 19 000 Jahren büßt es fast seine ganze Wirksamkeit ein.

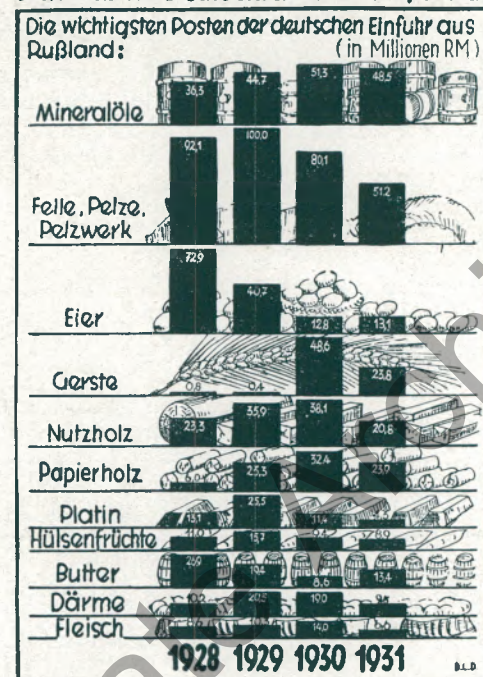
Was liefert Deutschland an Rußland?



Rußland Großabnehmer deutscher Maschinen.

Mit Ausnahme kleiner Rückschläge hat sich seit der deutschen Inflation der Außenhandelsumsatz zwischen Deutschland und Rußland stetig erhöht. Dabei hat bis zum Jahre 1930 Deutschland meistens mehr Waren bezogen aus Rußland, als Rußland deutsche Waren brauchen konnte. Aber im letzten Jahre 1931 hat Rußland viel mehr deutsche Waren aufgenommen, als Deutschland ihm Waren abnehmen konnte. Nach der deutschen Statistik betrug der Ausfuhrüberschuß nach Rußland 459 Millionen Reichsmark, während in den sechs vorhergehenden Jahren Rußland nur für etwas über 190 Millionen mehr Waren nach Deutschland einfuhrte, als nach Rußland ausgeführt wurden. Unter den deutschen Ausfuhrwaren nehmen die Maschinen weitaus die erste Stelle ein. Unser Bild zeigt, daß dann die elektrotechnischen Erzeugnisse folgen, ferner vor allem Eisenprodukte aus Deutschland nach Rußland ausgeführt werden. Diese hohen Lieferungen deutscher Industrieerzeugnisse waren aber nur durch die großen Kreditaktionen der letzten Jahre, die teils mit staatlicher Unterstützung durchgeführt wurden, möglich.

Was bezieht Deutschland aus Rußland?



Rußlands Interesse am deutschen Markte.

Die deutsche Einfuhr aus Rußland ist unter dem Drucke der Wirtschaftskrise stark zurückgegangen. Während in den Jahren 1927 bis 1930 durchschnittlich für über 700 Millionen Reichsmark Waren aus Rußland aufgenommen wurden, konnte Deutschland 1931 nur noch für etwas über 300 Millionen Reichsmark kaufen. Das Bild gibt einen Überblick darüber, welche Waren hauptsächlich aus Rußland eingeführt werden, und man sieht, daß verständlicherweise die Einfuhr von Fellen und Pelzen, ferner an Platin ganz besonders stark zurückgegangen ist. Daneben ging auch die Einfuhr landwirtschaftlicher Produkte aus Rußland stark zurück. Dabei muß noch festgestellt werden, daß im Jahre 1931 nur ein Drittel der eingeführten Gerste aus Rußland kam und etwa die Hälfte der Hülsenfrüchte und des Papierholzes. Durch die beabsichtigten Einfuhrkontingente wird also auch die russische Einfuhr betroffen werden.

Wenn man Radium verschluckt, lagert es sich schließlich in den Knochen ab. Selbst wenn man es in einer Lösung einnimmt, verwandelt das Blut es durch irgendeinen geheimnisvollen Prozeß in unlösliche radioaktive Materie zurück, und in dieser Form dringt es in das Knochengewebe ein. Anfangs regen die Strahlen die blutbildenden Zentren an, so daß sie eine mehr als normale Menge roter und weißer Blutkörperchen produzieren. Infolgedessen fühlt das Opfer sich glänzend, angeregt und verjüngt. Aber das ständige Bombardement mit Alphastrahlen, die der Zerfallsprozeß des Radiums auslöst, nutzt langsam die blutbildenden Zentren ab. Verminderung der Zahl der weißen Blutkörperchen und unzureichende Bildung roter Zellen sind die Folge: es stellt sich Anämie ein.

Als vor einigen Jahren mehrere Arbeiterinnen einer Fabrik in New Jersey erkrankten, weil sie den Pinsel, mit dem sie Uhrzifferblätter mit Radium bestreichen mußten, ständig mit ihren Lippen zugespißt hatten, hatte eine unter ihnen das folgende graufige Erlebnis: Als sie des Nachts in ihrem stockfinsternen Schlafzimmer aufstand, um Medizin einzunehmen, sah sie im Spiegel ihren Körper ein übernatürliches Licht ausstrahlen, wodurch die Diagnose der Ärzte auf Radiumvergiftung ihre endgültige Bestätigung fand.

Da das Radium erst im Verlaufe von 1730 Jahren seine halbe Kraft einbüßt, geht das Bombardement mit Alphastrahlen noch Jahrhunderte nach dem Tode mit unverminderter Heftigkeit weiter. Das Skelett eines der Opfer der Radiumvergiftungsfälle in New Jersey wurde fünf Jahre nach dem Tode wieder ausgegraben. Eine Knochenpartikel des Skeletts im Gewicht von sieben Gramm wurde vor einen Geiger-Apparat (eine Vorrichtung, die Radiumstrahlen in elektrischen Strom verwandelt) gebracht. Vermittels eines mit dem Apparat verbundenen Lautsprechers wurde die elektrische Wirkung verstärkt und in hörbare Wellen umgewandelt. Während das Instrument unaufhörlich kreischende Geräusche

von sich gab, leuchtete eine Neonbirne jedesmal rot auf, wenn eine elektrische Alphastrahlung durch das Diaphragma des Apparates hindurchging. Vorher schon hatte ein Teil des Fußes des Skeletts, das in einer Dunkelkammer auf eine photographische Platte gelegt worden war, sich im Laufe einiger Tage selbst photographiert.

Ärzte fassen Radium im buchstäblichen Sinne des Wortes mit Handschuhen an, und zwar mit Gummihandschuhen. Die Radiumröhren oder -nadeln berühren sie niemals mit den Händen, sondern sie heben sie mit Holzstangen auf. Zum Transport des Radiums innerhalb des Krankenhauses werden Kisten mit langen Griffen verwendet. Bei der Bestrahlung der Patienten ist der Arzt durch Bleiplatten von mindestens 2 cm Dicke geschützt.

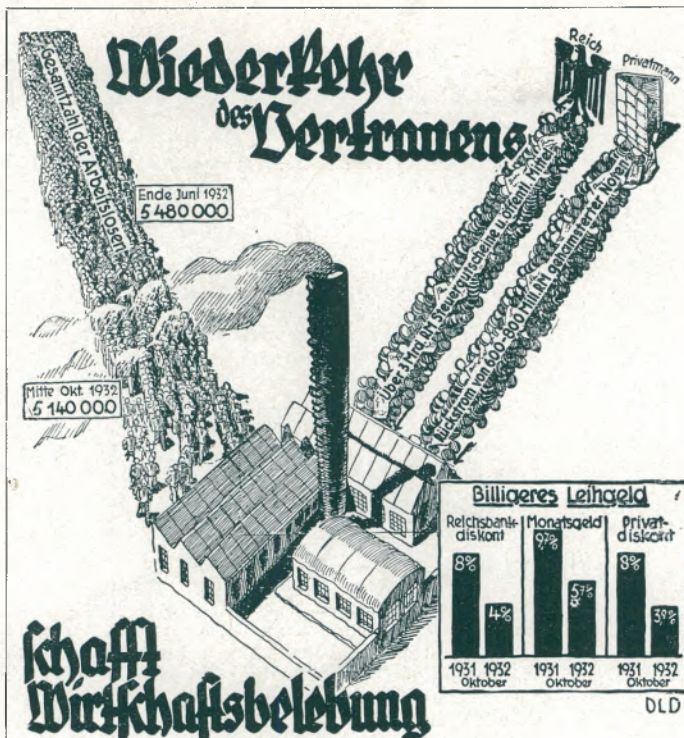
Radium ist der kostspieligste Stoff der Welt. Sein augenblicklicher Wert schwankt zwischen 50 000 bis 60 000 Dollar pro Gramm. Der Gesamt-vorrat der Welt an Radium beträgt etwa 300 Gramm und hat einen Wert von 16 500 000 Dollar. Die Hälfte dieses Vorrats befindet sich in den Vereinigten Staaten.

Sowjetdiplomatie.

Aus einem Artikel von Carlo Giglio in der „Critica Fascista“! Rom.

Nicht immer wird die Rolle, die Sowjetrußland in der Neuorientierung der Weltpolitik spielt, in ihrer ganzen Tragweite erkannt und gewürdigt.

Neben dem Eintreten für die internationalistischen Grundsätze setzt das kommunistische Rußland sich heute vor allen Dingen für seine nationalen Interessen und Rechte ein. Auch in Rußland haben nationale Interessen sich letzten Endes als stärker denn die internationalen Interessen des Weltproletariats erwiesen. Auch im kommunistischen Rußland orien-



Der Tiefstand der Wirtschaftskrise ist überwunden.

Untrügliche Zeichen der Konjunktorentwicklung lassen die dräuenden Wolken der Wirtschaftskrise langsam etwas aufhellen. Während im Sommer und Herbst des Jahres 1931 immer mehr Fabriken geschlossen und immer mehr Menschen arbeitslos wurden, ist in diesem Jahre zu beobachten, daß hauptsächlich seit dem Inkrafttreten des Wirtschaftsplanes der Reichsregierung viele Betriebe neue Arbeiter einstellen. Alle Statistiken, die über die Beschäftigung geführt werden, berichten von einer erhöhten Wirtschaftstätigkeit, auch die Beitragseinnahmen bei den Sozialversicherungen sind erstmalig wieder in die Höhe gegangen. Als sicherstes Zeichen der Wiederkehr des Vertrauens ist aber zu werten, daß der Zahlungsmittelumlauf seit dem Ende letzten Jahres um 1,2 Milliarden zurückging.

tiert die Außenpolitik sich nach denselben Grundsätzen, für die ein kapitalistisches oder zaristisches Rußland maßgebend sein würden. Auf Grund unausrottbare Eigenschaften der Menschennatur erlangen Vaterlandsliebe und Nationalgefühl unwillkürlich wieder die Oberhand über alle anderen Tendenzen.

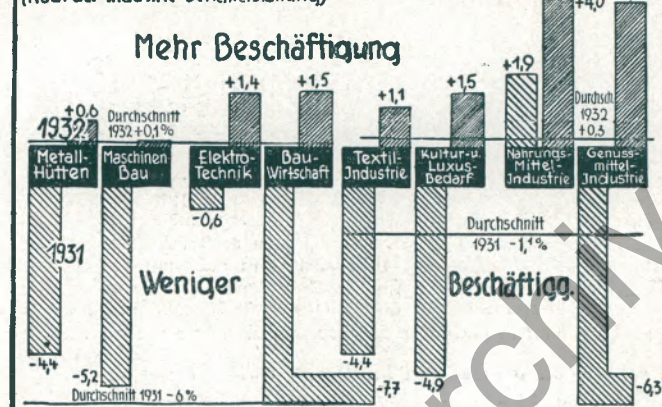
Die Sowjets haben das Streben des Zarisismus nach Konstantinopel, und über Konstantinopel nach dem Mittelmeer, wieder aufgenommen. Aber statt sich der alten Methoden des Kampfes gegen die Macht, die am Bosporus herrscht, zu bedienen — was bei der heutigen Lage in der Türkei aussichtslos wäre —, hat Moskau es vorgezogen, der jungen türkischen Republik gegenüber eine freundschafliche Haltung einzunehmen, die noch in letzter Zeit nachhaltig verstärkt worden und zweifellos für die Sowjets sehr erfolgreich gewesen ist, wenn auch um den Preis des Verzichts auf alle und jede Bestrebung, dem Kommunismus in der Türkei Eingang zu verschaffen. Durch diese Politik ist es Sowjetrußland auf indirektem Wege gelungen, Einfluß auf die politischen Konstellationen im östlichen Mittelmeer zu gewinnen.

Die Sowjets haben die Beziehungen zu Afghanistan und Persien noch enger als bisher gestaltet. Sie haben sich vor allem bemüht, um Rußland einen Kreis von Staaten zu schaffen, in denen sein Einfluß ausschlaggebend ist. Ihr Ziel war, auf dem Boden und mit den Mitteln des alten rein diplomatischen Kampfes dem englischen Einfluß und den englischen Interessen ihren eigenen Einfluß und ihre eigenen Interessen entgegenzusetzen. Nicht mehr der internationale Kommunismus, sondern das nationale russische Interesse ist heute entscheidend in der sowjetrussischen Außenpolitik.

Das Erstaunlichste im außenpolitischen Apparat der Sowjets ist die gewaltige Organisation, die sie aufgebaut haben, um die Entwicklung der Ereignisse in allen Ländern der Welt zu verfolgen und sich die günstigsten Gelegenheiten zur Geltendmachung ihres Einflusses auszusuchen. Für Asien allein besteht beim Zentralkomitee eine Abteilung mit vier Sektionen. Diese wunderbare Organisation, der vielleicht sogar England nichts Ähnliches an die Seite zu stellen hat, wird beherrscht von einem Geist, einem Siegeswillen und einem Eifer, den nur neue, unverbrauchte

Die Industrie hat mehr Arbeit als im Vorjahr

Von Ende Juni bis Sept. änderte sich die Beschäftigung der deutschen Industrie in v.H. (Nach der Industrie-Berichterstattung)



Belegung in einzelnen Industriezweigen.

Seit September 1932 ist die Beschäftigung der deutschen Industrie ständig gestiegen, während sie in den letzten Jahren um diese Zeit immer sehr stark zurückging. Unser Bild zeigt für die wichtigsten Industriezweige, wie sich in den drei Sommermonaten des Vorjahres und in diesem Jahre die Beschäftigung der Industrie veränderte. Man sieht bei allen Industriezweigen gegenüber einem Beschäftigungsrückgang im Vorjahre von 3 bis 8 % in diesem Jahre im gleichen Zeitraum eine Beschäftigungszunahme, die vorläufig allerdings noch nicht in allen Industriezweigen sehr hoch ist. Die Zahlen zeigen, daß mindestens der Tiefstand der Krise überschritten ist, daß die Beschäftigung der gesamten Industrie nicht mehr weiter zurückgeht. Die auf dem Bilde gegebenen Zahlen der Industrieberichterstattung werden auch durch die Statistik der Gewerkschaften bestätigt. Die Zahlen der Gewerkschaftsstatistik sind fast für alle Industriezweige dieselben. Wenn infolge der durch die Witterung bedingten Arbeitseinstellungen auch im Monat Oktober die Arbeitslosenzahl wieder etwas anstieg, so zeigen die drei Erhebungen (Arbeitslosenstatistik, Industrieberichterstattung und Gewerkschaftsstatistik) übereinstimmend, daß sich die Krise in der deutschen Industrie nicht mehr weiter ausbreitet und daß es nunmehr wieder, entscheidend gefördert durch den Wirtschaftsplan des Reiches, aufwärts gehen kann.

Kräfte aufbringen. Die Sowjets haben das imperialistische Programm des Zarisismus wieder aufgenommen und es mit neuem Geiste und neuem Willen erfüllt.

Saugrüssel im Eisenbahntunnel.

Aus der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“.

Mit Beginn der diesjährigen Heizperiode ist in Zürich das seit zwei Jahren im Bau befindliche Fernheizwerk in Betrieb genommen worden. Es dient vorläufig der Beheizung der Technischen Hochschule, der Universität, des Kantonspitals und einiger privater Häuser. Später soll das Netz noch erweitert werden.

Von ganz besonderer Eigenart ist das Fernheizwerk durch seine Kohlenverföhrungsanlage geworden. Die Kohle wird nämlich aus dem Tunnel der unter dem Heizwerk laufenden Schweizerischen Bundesbahn mit Saugluft in den Keller des Fernheizwerkes gebracht. Die etwa 17 cm starke Saugleitung führt 40 m tief in die Erde, wo sie in einem Seitenstollen der Bahnlinie endet. Aus ihm wird das mit einer Saugdüse versehene Endstück herausgezogen, sobald Wagen zur Entladung bereitstehen. Eine besondere Gleisanlage für das Abstellen der Kohlenwagen ist aus Sparsamkeitsgründen nicht gebaut worden; zum Entladen werden vielmehr die betriebsfreien Stunden der Bahn von 24 bis 4 Uhr benutzt. Die Kohle fliegt mit einer Geschwindigkeit von 130 km je Stunde (35 Minuten-Sekunden) durch die Saugleitung in einen Zwischenbunker, der im Keller des Fernheizwerkes aufgestellt ist. Von hier aus wird sie durch Förderwerke in die über den Kesseln befindlichen Hauptbunker gebracht, die 30 m höher als der Keller liegen. Nach den bisherigen Aufzeichnungen wird für die Absaugung von 20 t feiner Stückkohle eine Stunde Zeit benötigt.

Die Kesselanlage besteht vorläufig aus nur einem Kessel von 300 qm Heizfläche (35 atü). Ein zweiter Hochdruckkessel für 100 Atmosphären Dampfdruck befindet sich im Bau. Diese gewisse Uneinheitlichkeit der technischen Anlage ist beabsichtigt, weil das Fernheizwerk für die Hochschule ein Lehr- und Versuchssubjekt ist. Deshalb ist auch das Maßwerk sehr weit ausgebaut worden.

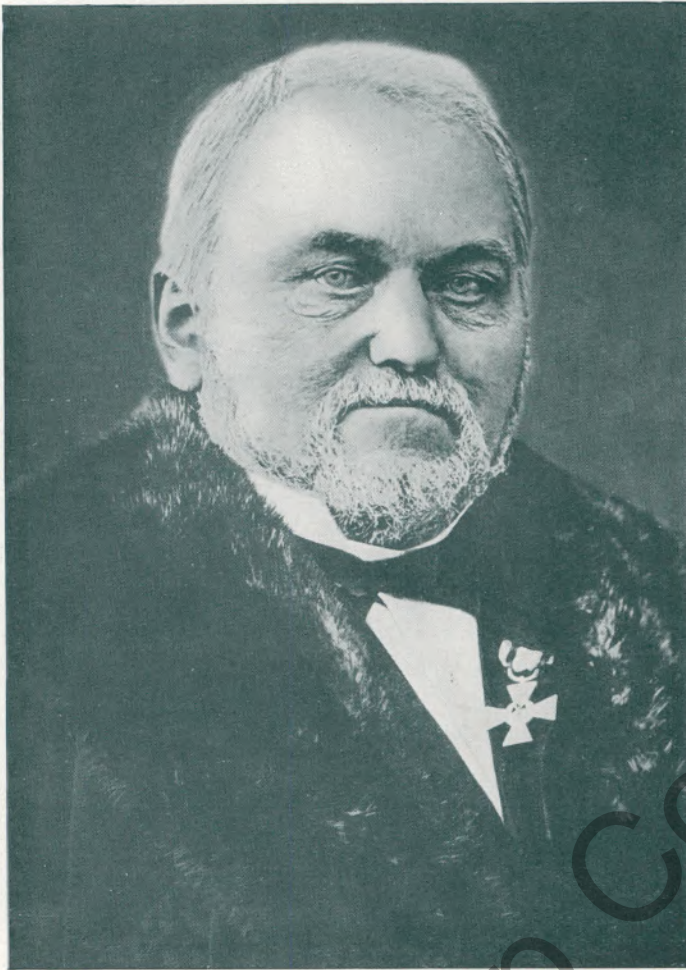
Technische Gedenktage.

1. 12. 1827 starb zu Gleiwitz August Friedrich Wilhelm Holzhausen. In Andreasberg genoß er seine Ausbildung im Berg- und Maschinenfach und wurde später von Oberberggrat Bückling, dem Erbauer der ersten preussischen Dampfmaschine, in die Dampfmaschinenkunde eingeführt. Nach einjähriger Vorbereitung begann er in Larnowitz O.-G. den Bau von Dampfmaschinen, zunächst für den dortigen Bergbau. 1808 wurde auf der Gleiwitzer Hütte eine Maschinenfabrik angelegt, zu deren Leiter Holzhausen ernannt wurde, unter gleichzeitiger Uebertragung des Amtes eines Aufsichtsbeamten über alle Dampfmaschinen der oberschlesischen Berg- und Hüttenwerke. Er hatte damit mehr als 50 Dampfmaschinen verschiedenster Abmessung zu betreuen. Holzhausens Lebensarbeit ist nicht nur für den oberschlesischen Bergbau und für die Anwendung der Dampfmaschinen von Bedeutung gewesen, sondern hat befruchtend auf den Dampfmaschinenbau in ganz Preußen und Deutschland eingewirkt.
6. 12. 1822 starb in Arcueil bei Paris Louis Claude Berthollet. Er studierte in Turin Medizin und in Paris Chemie. Seit 1794 war er Lehrer an der Ecole Polytechnique in Paris. Anfänglich war Berthollet noch Anhänger der Phlogiston-Theorie, wandte sich aber, nachdem er mit Lavoisier zusammengekommen war, von dieser Lehre ab und verkündete die neuen Erkenntnisse der Chemie in einem grundlegenden Buch, das er mit G. de Morveau und Fourquoy herausgab. Berthollet erkannte die Zusammensetzung des Ammoniaks, er beschrieb die Blausäure und ihre Salze und entdeckte auch das Chlorzinn und das Knallsilber. Dann wandte er sich der Färberei-Chemie zu. Hier entdeckte er die bleichende Kraft des Chlors, das später auf seine Veranlassung in Form des unterchlorigsauren Kalis in die Textiltechnik eingeführt wurde. Weiter entdeckte er die Chlorsäure und die Chlorate und erkannte deren Sprengwirkung. Berthollets Forschung und Feststellungen sind für die Entwicklung der Chemie von großer Bedeutung gewesen. Er gelangte zu hohen Ehren und wurde später in den Grafenstand erhoben.
6. 12. 1842 wurde in Köln vor dem Notar Stoppenbach auf Grund eines Gesellschaftsvertrages zwischen dem Mechaniker und Stahlfachmann Jakob Mayer und dem Kaufmann Eduard Kühne die Firma Mayer & Kühne errichtet, die dann in den Jahren 1843/1845 in Bochum eine Gußstahlhütte baute. Schon im Jahre 1847 heißt es in einem Gutachten der Solinger Handelskammer über den von Mayer & Kühne hergestellten Gußstahl: „... Die bisher gewonnenen Ergebnisse sind ganz befriedigend ausgefallen und haben die genannten Fabrikanten durch die letzten Sendungen den vollständigen Beweis geliefert, daß sie Gußstahl zu erzeugen vermögen, der für Schneidwaren ebenso entsprechend als wie der englische ist. Besonders sind die Versuche bei Hieb- und Stichwaffen glänzend ausgefallen; dieselben haben sogar unsere Erwartungen übertroffen.“ Mitte der fünfziger Jahre wurde das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft unter der Firma „Bochumer Verein“ umgewandelt, an deren Spitze Anfang 1855 Louis Baare berufen wurde, der dann die glanzvolle Entwicklung des Werkes einleitete.
7. 12. 1768 wurde zu Treptow a. d. Neger Christian Friedrich Lange geboren. Er wurde Zimmermann in Hamburg und ist dadurch bekannt geworden, daß er die erste feste Elbbrücke bei Hamburg erbaut hatte. Die Anregung hierzu ging von Napoleon I. aus, der im Jahre 1813 Hamburg und Harburg zu einer Festung vereinigen wollte. Zu diesem Plan gehörte auch der Bau einer Elbbrücke, die aus Mangel an Zeit und unter Berücksichtigung des schlechten Untergrundes nicht aus Stein hergestellt werden konnte. Man ging daher zum Bau einer Holzbrücke über, die unter Leitung Langes, der dafür den Titel eines „Chef supérieur des ateliers des ponts et chaussées“ erhielt, und unter Mitwirkung von 5 Hamburger Zimmermeistern, 26 Polierern, über 2200 Zimmergesellen, mehr als 1200 Tischlern, 330 Hilfsarbeitern und 1800 Soldaten hergestellt wurde. Die Brücke war 6,28 Meter breit und besaß an ihrem Ende eine Plattform, auf der zweistöckige Blockhäuser zum Schutze der Brücke errichtet wurden. Marschall Dabout berichtete über die Leistungsfähigkeit der Brücke, daß in einer Viertelstunde 140 Pferde und 800 Mann Infanterie übergesetzt werden konnten. In besonderen Fällen würde es möglich sein, in 24 Stunden etwa 30 000 bis 40 000 Mann hinüberzubringen.
9. 12. 1881 starb in Zürich Carl Culmann. Er besuchte die Polytechnische Schule in Karlsruhe und wurde Praktikant im Eisenbahnenwesen. Im Jahre 1849 unternahm er eine große Studienreise nach England und Amerika und wurde nach seiner Rückkehr Sektionsingenieur im bayerischen Eisenbahndienst. Im Jahre 1855 wurde er an die kurz vorher gegründete Polytechnische Schule in Zürich als Professor berufen und hat hier als Lehrer der technischen Mechanik sehr befruchtend gewirkt. Insbesondere verdankt die Statik ihm einen lebhaften Impuls, so daß er als der Schöpfer der graphischen Statik angesehen werden kann. Im Jahre 1866 gab er seine „Graphische Statik“ heraus, die als grundlegendes Werk allseitig Aufmerksamkeit gefunden hat.
10. 12. 1795 wurde in Elizabeth (N.-J.) Matthias W. Baldwin geboren. Er war Gold- und Silberschmied und nahm im Jahre 1825 den Maschinenbauer Mason in sein Geschäft auf. In der Folge stellten die beiden Werkzeuge für Drucker und Buchbinder her und kauften, als sich der Betrieb vergrößerte, eine Dampfmaschine, die recht schlecht funktionierte. Baldwin baute daher selbst eine kleine Dampfmachine, deren guter Wirkungsgrad ihn veranlaßte, nunmehr auch den Bau solcher Maschinen aufzunehmen. Als im Jahre 1830 die Lokomotive nach Amerika kam, erbaute Baldwin eine kleine Lokomotive für Ausstellungszwecke, die zwei kleine Wagen mit je zwei Personen zog, und im Jahre 1832 baute er für die Eisenbahn zu Philadelphia die erste große Lokomotive, die sich gut bewährte, so daß bald neue Bestellungen folgten. Die Schwierigkeiten in der damaligen Herstellung von Lokomotiven waren groß, da es an geübten Arbeitern sowie an Werkzeugen und Werkzeugmaschinen mangelte. Dank seiner Energie überwand Baldwin aber alle Schwierigkeiten, so daß er im Jahre 1835 schon 14 Lokomotiven und im nächsten Jahre schon 40 Lokomotiven bauen konnte. Nach zwei Krisenjahren konnte sich sein Unternehmen, das sehr gelitten hatte, wieder erholen, so daß er dann wieder den weiteren Ausbau fortführen konnte. Bereits im Jahre 1861 wurde die tausendste Lokomotive und im Jahre 1869 schon die zweitausendste hergestellt. Neben seiner Tätigkeit als Ingenieur genoß Baldwins Persönlichkeit als Wohltäter einen hohen Ruf.
15. 12. 1828 wurde in Chestercounty (Pennsylvania) George Fris geboren. Sein Vater war aus Hessen, wenige Jahre vor Georges Geburt, nach Amerika ausgewandert. Ebenso wie sein Bruder John besaß George eine Neigung für technische Dinge. Er kam deshalb zu einem Tischler in die Lehre und arbeitete sich dort innerhalb weniger Jahre zum ersten Arbeiter empor. Da er aber in dem kleinen Betriebe nicht weiterkommen konnte, setzte sich sein Bruder John dafür ein, daß er eine Stellung in Norristown (Pennsylvania) in einer Maschinenfabrik erhielt. Später kam er als Nachfolger seines Bruders John in die Cambria Steelworks. Unter der Leitung Georges wurde der Ausbau der Werke, den John Fris schon begonnen hatte, fortgesetzt. Vor allen Dingen ist es ein Verdienst von George Fris, das Bessemer-Verfahren dort eingeführt zu haben. Im Verein mit seinem Freunde Alexander L. Holley hat er in der Folgezeit Besserungsanlagen gebaut, die durch ihre Einrichtungen eine außerordentliche Ersparnis an Arbeitskräften und Arbeitszeit ermöglichten. George Fris ist zu den großen Pionieren der amerikanischen Großeisenindustrie zu zählen, zu deren eifrigsten Förderern auf technischem Gebiete er gehörte.
23. 12. 1722 wurde Axel Fredrik Cronstedt geboren. Ursprünglich für die militärische Laufbahn bestimmt, zeigte sich bei ihm jedoch bald starke Neigung für die Naturwissenschaft. Nach praktischer Ausbildung in verschiedenen schwedischen Bergwerksbezirken studierte er Bergwissenschaft und wurde im Jahre 1758 schwedischer Bergmeister. Neben der Entdeckung des Nickels ist Cronstedt bekannt geworden durch ein grundlegendes mineralogisches Werk „System der Mineralogie“, das auch ins Deutsche übertragen wurde. Ferner verdanken wir Cronstedt die Einführung des Böttrohrs in die Mineralogie.
26. 12. 1791 wurde Charles Babbage geboren. Früh schon offenbarte sich seine besondere Begabung für Mathematik. Nach vollendetem Studium wurde er im Jahre 1816 Mitglied der Royal Society. Damals erwarb er sich besondere Verdienste um die Pflege und Hebung des Mathematikunterrichts in England. 1822 konnte er mit einer Rechenmaschine an die Öffentlichkeit treten, mit der es möglich war, Multiplikationen bis zu 8 Ziffern vorzunehmen. Die Maschine sollte weiterentwickelt werden, jedoch stellten sich große Schwierigkeiten der Fortführung der Arbeiten entgegen, insbesondere als der Hauptkonstrukteur Clement sich von Babbage trennte und alle Spezialwerkzeuge mitnahm. Dieser Rechenmaschinenbau hatte bis zum Jahre 1842 schon 32 000 Pfund gekostet, von denen die Hälfte der Staat und die andere Hälfte Babbage bestritten hatte. Auch eine spätere Rechenmaschine, die jede Formel, deren Gesetz bekannt war, zuverlässig ausrechnen sollte, wurde nicht vollendet. Wenngleich das Ziel von Babbage nicht erreicht worden ist, so hat der Bau der Versuchsmaschinen insofern große Bedeutung erlangt, als dadurch Präzisionsarbeiter herangebildet wurden und auch die Werkzeugmaschinenindustrie sehr stark befruchtet wurde. Babbage war später Professor der Mathematik am Trinity College und hat eine Reihe von Büchern und Abhandlungen herausgegeben, worunter eines, „The Economy of machines and manufactures“, in gewissem Sinne als Vorläufer unserer heutigen betriebswissenschaftlichen Literatur angesehen werden kann.

Die früheren Männer.

Reiner Daelen.

Zur Wiederkehr seines Todestages am 6. Dezember.



Als gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Hochofen und in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts das Puddelverfahren in Deutschland eingeführt worden waren, galt es, für die nunmehr entfallenden größeren Erzeugungsmengen an Eisen und Stahl auch entsprechende Einrichtungen zur hüttenmännischen Weiterverarbeitung, wie Schmieden und Walzen, zu erbauen. Zu den Männern, die sich auf diesem Gebiete besondere Verdienste erworben haben, gehört auch Reiner Daelen, ein um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannter Hüttenmann, dessen Name mit ehernem Griffel in die Geschichte des Eisens eingetragen ist.

Reiner Daelen wurde als Sohn eines Maschinenfabrikanten am 10. Oktober 1813 zu Eupen geboren, genoss seine erste technische Ausbildung in Belgien und war bis zum Jahre 1840 bei verschiedenen Maschinenfabriken in Aachen und Eschweiler tätig. In diesem Jahre trat er als Ingenieur bei der Firma Eberhard Höpisch & Söhne in Lendersdorf ein, und damit begann Daelens Tätigkeit im Eisenhüttenfach. Das Lendersdorfer Werk war in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Pflanzstätte für

alle Fortschritte auf dem Gebiete der Gewinnung und Verarbeitung des Eisens. Daelen baute hier den ersten Puddelofen nach belgischem Muster und stellte durch Walzen Kettenstäbe für Hängebrücken her. 1846 ging Daelen nach Aachen zu Piedboeuf & Cie., wo er mit dem Entwurf des Puddel- und Walzwerks Rothe Erde betraut wurde. Im nächsten Jahre trat Daelen beim Puddel- und Walzwerk von Piepenstock & Co. in Hörde als Ingenieur ein zur Überwachung des maschinellen Betriebes und der Fabrikation von Eisenbahnradsen und -rädern. Nach Umwandlung des Unternehmens in die Aktiengesellschaft „Hoerder Bergwerks- und Hüttenverein“ wurde Daelen im Jahre 1854 Oberingenieur der zu dieser Firma gehörenden „Hermannshütte“. In Hörde entwickelte Daelen eine fruchtbringende Tätigkeit als Erfinder und Verbesserer von Hüttenmaschinen und -einrichtungen. Er erstellte dort den Schweißofenbetrieb mit Gebläsewind nach französischem Muster und verbesserte die Herstellung der Scheibenräder mit angewalzter Nabe sowie der Radreifen für Eisenbahnräder. 1852 erfand er eine Verbesserung für Dampfhammer, indem er Kolben und Fallkloß aus einem Stück fertigte und den ausströmenden Unterdruck als Oberdruck zur Verstärkung der Schlagwirkung benutzte. 1863 führte Daelen das Bessemerverfahren in Hörde ein; 1864 kam die Anlage in Betrieb. Der dort gewonnene Stahl wurde vorzugsweise zu Eisenbahnschienen, Achsen und Radreifen verarbeitet.

Die Erfindung jedoch, die Daelens Name in der ganzen Welt bekannt gemacht hat, ist das Universalwalzwerk. Der Gedanke, das Walzgut in einem Gerüst gleichzeitig von mehr als zwei Seiten, also nicht allein durch Horizontal-, sondern auch durch Vertikalwalzen zu bearbeiten, war damals nicht mehr ganz neu und wurde zuerst durch die Firma Lohmann & Brandt in Witten in die Tat umgesetzt. Jedoch war dieses Walzwerk unvollkommen, und sicherlich hat Daelen sein Walzwerk unabhängig von jenem konstruiert. Der Bau dieses Universalwalzwerks fiel in das Jahr 1848. Einige Jahre später wurden auf dem Phoenix in Eschweilerlaue und auf der Gutehoffnungshütte in Oberhausen gleichfalls derartige Walzwerke aufgestellt. Anfänglich wurden die vertikalen Walzen durch Getriebe unter Fuß bewegt; im Jahre 1856 ging Daelen jedoch dazu über, zur besseren Überwachung der Getriebe diese nach oben zu verlegen. Wie so oft in der Geschichte, wurde auch diesmal dem Erfinder seine Erfindung streitig gemacht. Ein französischer Ingenieur namens Jacob Dreifus in Paris, der die Zeichnung des Universalwalzwerks von Daelen erhalten hatte, ließ sich dieses im Jahre 1861 in England und Frankreich patentieren, während der Hütteningenieur Bazart aus Reschitz in einer im Jahre 1860 erschienenen Schrift das Walzwerk als seine Erfindung ausgibt. Beide, sowohl Dreifus als auch Bazart, hatten Daelens Zeichnung kopiert, ohne auch nur etwas an der Konstruktion zu ändern oder zu verbessern.

Im Jahre 1869 trat Daelen aus dem Hoerder Verein aus und gründete das Neuffer Eisenwerk, von dessen Leitung er sich aber nach einigen Jahren zurückzog. Noch immer war er rastlos tätig. Unter den Arbeiten seiner letzten Jahre sei vornehmlich ein kontinuierliches Drahtwalzwerk erwähnt. Nicht vergessen werden soll Daelens verdienstvolle Tätigkeit im Verein deutscher Eisenhüttenleute, bzw. dessen Vorläufer, dem Technischen Verein für Eisenhüttenwesen, zu dessen Mitbegründern er zählte, und der ihn bereits im Jahre 1865 zum Ehrenpräsidenten erwählte.

Als Daelen am 6. Dezember 1887 im fünfundsiebzigsten Lebensjahre seine irdische Laufbahn beschloß, wurde mit ihm ein Hüttenmann zu Grabe getragen, der noch den Aufstieg des Eisengewerbes zur Industrie und Großindustrie miterlebt, der aber auch mit kräftiger Hand geholfen hatte, diesen stolzen Bau zu errichten. Er ruht auf dem Friedhof zu Hörde, der Stätte seines erfolgreichsten Wirkens.

Jahade.

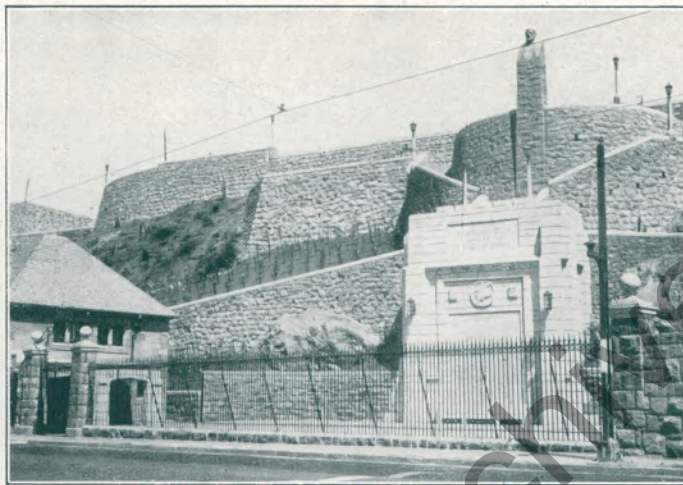
[Literatur: Nachruf in Stahl und Eisen 8 (1888) S. 1/2; Beck: Gesch. d. Eisens Bd. 4/5; Dingler: 164 (1862) S. 401/2; E. Näurer: Die Formen der Walzkunst. 2. Ausg. Leipzig 1882.]

*Weert blot nich bang und lat't dat Hart
Fück blot nich in de Büxe sacken.
Et was noch ümmer Dütsche Aort,
Ok bittre Tieden dortauknacken.*

Spruch im Hamelner Rathaus.



Rückansicht der Werkstat
im Rohbau.



Aufgang zur Schule
mit Denkmal und Büste des Stifters Federico Santa Maria.

Eine moderne technische Schule unter deutscher Leitung in Chile.

Am 20. Dezember 1931 wurde in Valparaíso eine technische Mittelschule modernster Ausgestaltung eingeweiht. Das groß angelegte Unternehmen ist von den Zinsen eines ungeheuren Privatvermögens gebaut, das ein Bürger Valparaíso, Federico Santa Maria, Enkel eines der Carrera, der Befreier Chiles, erworben und in seinem Testament seinen Mitbürgern zu genanntem Zwecke vermachte. In Chile gelang es diesem genialen, vom Glück begünstigten Kaufmann, durch Spekulationen etwa fünfzig Millionen zu erwerben, die aber bei verfehlten weiteren Spekulationen in Paris bis auf eine halbe Million wieder verloren gingen. In Chile vermehrte er sein Vermögen bald wieder; ein zweiter Aufenthalt in Paris, vom Glück mehr begünstigt, vervielfachte es so, daß heute die Zinsen ausreichen, die Unkosten des Schulbaues, der Lehrergehälter und der Lebenshaltung aller Schüler zu bestreiten.

In seinem Testament (gestorben am 20. Dezember 1926) ernannte Santa Maria den damaligen chilenischen Gesandten in Paris, Austin Edwards, zum Testamentsvollstrecker. Santa Maria sprach darin aus, daß er sich die letzten dreißig Jahre seines Lebens mit dem Gedanken trug, die Technik Europas seinem Lande zu bringen, um es unter den Völkern Südamerikas hervorzuheben. In dem Testament steht weiter, daß die Schule in den ersten zehn Jahren von ausländischen Technikern geleitet werden soll. Auf Wunsch des Direktoriums der Stiftung wählte Edwards deutsche Techniker als Lehrer des ersten Jahrzehnts aus. Auch wurde der ganze Maschinenpark mit Ausnahme von fünf Maschinen von deutschen Firmen, wie Reinecker Ludwigshafen, M.A.N., Voewe, Riefchner usw., geliefert.

Die Schule erfaßt in Abendkursen dreihundert und in Tageskursen vierhundertfünfzig Schüler. Der Lehrgang ist für Lehrlinge dreijährig und schließt mit der Gesellenprüfung ab. Der Geselle geht nun ein Jahr in die Praxis, um nach Rückkehr zur Schule je nach theoretischer bzw. praktischer Begabung die Ingenieur- oder Meisterschule zu besuchen. Die Schüler wohnen in Internaten und erhalten Kleidung, Essen und Taschengeld. Da Schulbesuch und Lebenshaltung kostenlos sind, werden

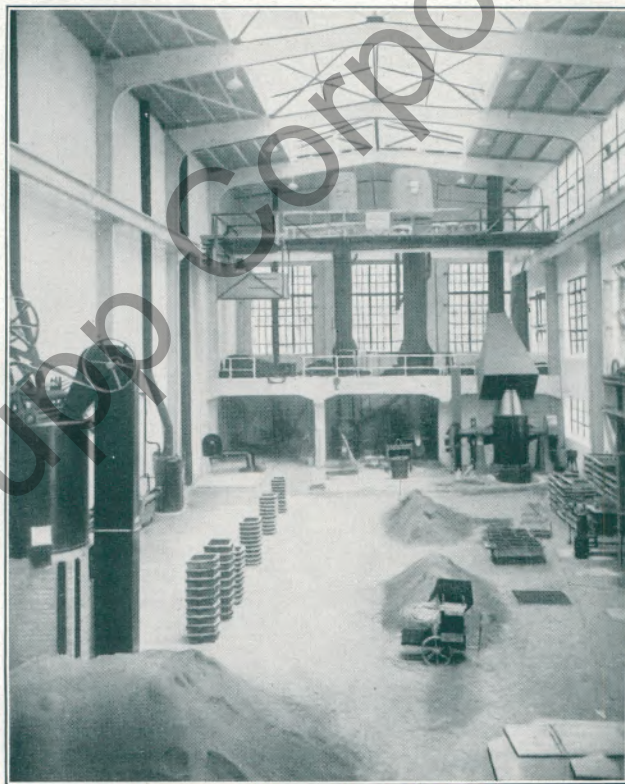
Schüler nur nach erbrachtem Befähigungsnachweis (Examen und Prüfung durch deutsche Testapparate) eingestellt.

Die Werkstattegebäude enthalten: eine mechanische Werkstätte mit modernsten Maschinen, eine Schmiede mit zwölf Feuern, zwei Luftschlämmer, Federhämmer, eine Klemptnerie, eine Kupferschmiede, eine Tischlerei, eine Gießerei mit zwei Kupolöfen, eine Bessmerbirne, Elektrostahlofen, automatische Frässaal, Altestahlaufbereitung usw. Außerdem enthalten die Werkstattegebäude physikalische Sammlungen mit Hörsaal, Zeichensäle, Klassenräume und Büros. Es sind geplant und schon im Bau: eine Ingenieurschule mit Maschinenlaboratorium und einem aerodynamischen Institut, eine Meisterschule, ein Hauptgeschäftsgebäude mit Turnhalle, Schwimmbad und Theater, ein großer Sportplatz, Häuser für das Lehrpersonal, Wohnräume für die Schüler.

Das bisherige Lehrpersonal (fünfzehn Meister, zwei Betriebsingenieure, acht Professoren und der Rektor) wurde aus zweitausend Anmeldungen aus Deutschland ausgewählt. Der Rektor ist der früher an der Maschinenbauschule in Stettin tätige Karl Laudin. Die Lehrbücher werden in der Schule selbst geschrieben.

Die Gründung ist für uns Deutsche insofern bemerkenswert, als sie einmal die Wertschätzung des deutschfreundlichen Chile für deutsche Technik zeigt; sie ist aber auch ein neuer Beweis für die Tatsache, daß selbst kleinste Länder wirtschaftliche und vor allem industrielle Selbstständigkeit erstreben. Nun ist zwar dieses Ziel, sich auch industriell selbst zu versorgen, für Chile noch in weite

Ferne gerückt, da es den Chilenen vorläufig noch an Begabung und Gründlichkeit in technischen Dingen mangelt; auch fehlt ihm die notwendige jahrzehntelange technische Erfahrung, um mit Westeuropas Technik gleichen Schritt zu halten. Aber das Streben nach völliger Unabhängigkeit vom Auslande, gestärkt von einem gesteigerten Nationalstolz, bleibt in fast allen südamerikanischen Staaten wach, seit die großen Krisen der letzten Jahre den Export der Landesprodukte immer mehr erschwert haben und damit die Völker der Neuen Welt gebieterisch in neue Bahnen volkswirtschaftlicher Lebensführung weisen. R. L.



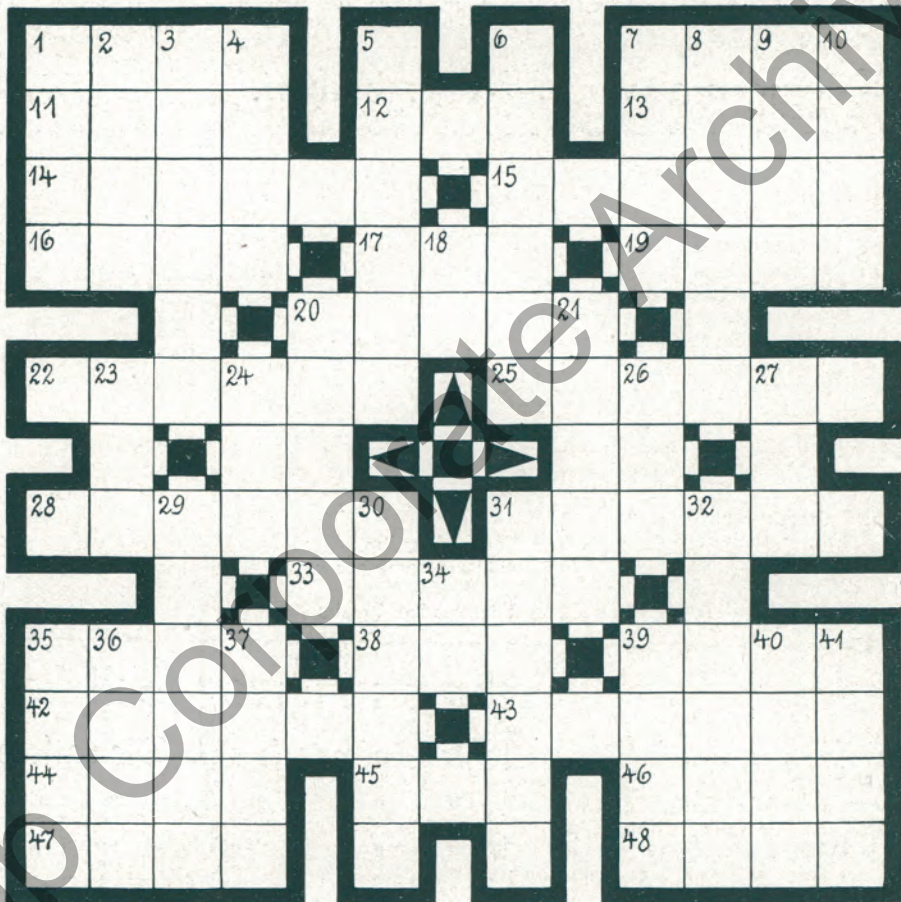
Blick in die Gießereihalle.

Der Flussknacker

Kreuzworträtsel.

a) Waagrecht: 1. Kleidungsstück. 7. Zwist, Streit. 11. Blutgefäß. 12. Fluß im Elsaß. 13. Titel der mohammedanischen Herrscherge-schlechter. 14. Nebelhorn. 15. Angebliche Heimat des Odysseus. 16. Stammvater eines Riesen-geschlechts. 17. Märchenwesen. 19. Haustier. 20. Südfrucht. 22. Marterwerkzeug. 25. Tür-fische Stadt in Mesopotamien. 28. Versamm-lungsaal in Burgen. 31. Stadt an der Wolga. 33. Rätsellöser. 35. Weiblicher Vorname. 38. Leuchstoff. 39. Höhenzug im Braun-schweigischen. 42. Amerikanischer Erfinder (Phonograph). 43. Titel türkischer Herrscher. 44. Salzwasser. 45. Nordwesteuropäischer Insel-bewohner. 46. Zahlungsmittel. 47. Schwung, Ungeflüm. 48. Mineral (Mehrzahl).

b) Senkrecht: 1. Nagetier. 2. Altnordischer Sturmgott. 3. Sultanspalast in Konstantinopel. 4. Held der Artussage. 5. Nadelbaum. 6. Lästiges Insekt. 7. Teil des Fußes. 8. Ägyptischer König. 9. Griechische Siegesgöttin. 10. Hottentottendorf. 18. Nahrungsmittel. 20. Schreib-mittel. 21. Männlicher Vorname. 23. Gedicht in erhabenem Stil. 24. Handlung. 26. Berg-rücken in Braunschweig. 27. Herr, englisch. 29. Großstadt auf den Philippinen. 30. Kreis-stadt an der Memel. 31. Eismöbel. 32. Muschel-tier (Nahrungsmittel). 34. Tantal, chemisches Zeichen. 35. Weinernte. 36. Götzenbild, Abgott. 37. Nordisches Göttergeschlecht. 39. Wasserpflanze. 40. Gewürz (Chlornatrium). 41. Echluf.



Geheimschrift.



Rösselsprung.

ber=	lig	der	stern	bisb	hold=	pe	auf
aus	ner	gel	se=	frip=	tend	den	so
gol=	flin=	und	leuch=	en=	bein	nächt=	bo=
mitb	unß	de=			ren	wie	herrn
mie=	ein	den			li=	ge=	schie=
die	grü=	nen	him=	freund=	nen	lie=	chem
felt	chen	mit	de	de	vom	er=	unß
bet	stun=	fun=	li=	mel	die	grun=	be

Visitenkartenrätsel.

Ellen Ditsorch

Edith Crollnest

Die beiden Freundinnen haben den gleichen Weihnachtswunsch.

Lösungen aus dem Novemberheft.

Karreerätsel.

1. Mut. 2. Anden. 3. Eremit. 4. Degen. 5. Dichter. 6. Affel.
7. Schach. 8. Tunis. 9. Herd. 10. Simili.

Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch.

Silbenrätsel.

1. Ironie. 2. Mandarin. 3. Birmingham. 4. Elegie. 5. Christoph.
6. Hamster. 7. Elektra. 8. Rübezahl. 9. Erasmus. 10. Rossini. 11. Le-
deum. 12. Repertorium. 13. Industrie. 14. Markose. 15. Kalender.

„Im Becher ertrinken mehr als im Meer!“

Silbenzusammenstellrätsel.

1. Dalmatien. 2. Elias. 3. Segment. 4. Machiavelli. 5. Ehrenpreis.
6. Nitrat. 7. Saline. 8. Chianti. 9. Eichstätt. 10. Nachtigall. 11. Ca-
lome. 12. Elbur. 13. Hagen. 14. Eboli. 15. Koffbach. 16. Kabarett.
17. Ulfilae.

Des Menschen Seherkunst ist eitles Nichts.

Geheimschriftsrätsel.

Wer mutig für sein Vaterland gefallen,
Der baut sich selbst ein ewig Monument
Im treuen Herzen seiner Landesbrüder,
Und dies Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder.

Theodor Körner.

- Schlüssel: 1. Wolfenbüttel. 2. Stuttgart.
3. Känguruh. 4. Schweidnitz.
5. Mandöver.

Kettenrätsel.

- AB: 1. Gabe. 2. Ahle. 3. Rosa. 4. Jll. 5. Bulle. 6. Achse. 7. Linse.
8. Donau. 9. Jnka.
BC: 1. Behaim. 2. Penau. 3. Samos. 4. Lotos. 5. Leo. 6. Eigel.
7. Seni. 8. Nauen. 9. Kadi.

„Garibaldi - Mussolini“.

Rösselsprung.

Stör nicht den Traum der Kinder,
Wenn eine Lust sie herzt;
Ihr Weh schmerzt sie nicht minder,
Als dich das deine schmerzt.

Es trägt wohl mancher Alte,
Des Herz längst nicht mehr flammt,
Im Antlitz eine Falte,
Die aus der Jugend flammt.

Leicht welkt die Blum', eh's Abend,
Weil achlos du verwischt
Den Tropfen Tau, der labend
Am Morgen sie erfrischt.

J. Hammer.

Harte Gesellen.

Die Zähne.

Buchstabenumstellrätsel.

1. Ingolstadt. 2. Berchtesgaden,
3. Alschaffenburg. 4. Kaiserslautern.

Das Ergebnis unseres Weihnachtspreisträtsels.

Der verlegte Ruzknacker oder Die ratlose Schriftleitung.

Eins steht fest: So häufig sind selten zwei Seiten irgendeiner Zeitschrift von unten und oben, von links und rechts betrachtet und kritisch ge-
prüft worden als der „Oktober-Ruzknacker“ aus dem „Werk“.

Und zum anderen: So eindeutig ist der Mehrzahl unserer Leser die Fragwürdigkeit eines sogenannten objektiven Sehvermögens wahrscheinlich
selten zum Bewußtsein gekommen wie bei den schließlich gelungenen oder trotz aller Bemühungen fehlgeschlagenen Versuchen der Deutung von Licht-
bildern, die — vielleicht aus einer besonderen Blickrichtung aufgenommen — ursprünglich keineswegs den Anspruch auf ein „Bilderrätsel“ erhoben,
sondern höchstens zeigen wollten, „daß alle Dinge nicht ihre zwei, sondern unendlich viele Seiten und Perspektiven haben.“*) Und wenn unser
Preisträtsel, was wir hoffen dürfen, etwas erreicht hat, dann ist es neben einer (oder mehreren?) Stunden kurzweiligen und gleichzeitig reizvollen
Ratens und Entzäpfens die Hinwendung eines großen Teils unserer Leser auf die Um- und Kleinwelt, die uns auf Schritt und Tritt umgibt und für
ein offenes und empfängliches Auge keineswegs so reizlos und — alltäglich ist, wie man das gemeinhin anzunehmen pflegt.

*) Vgl. den Aufsatz „Zur Psychologie des Sehens“ von Erna Lendvai-Dickson auf Seite 555—561 des vorliegenden Festes.

Die Lösungen:

1. Sardinendosen

(und keine Fußmatten aus Bandeisen, Sauerstoffflaschen, Gummimatten,
Autokühler, Blechkanister, Waben oder gar ... Projektionspiegel, um
nur einige der falschen Lösungen zu erwähnen).

2. Fischtrockenanlage

(und keine Schützengräben mit Stacheldraht).

3. Aufgeschnittene Mohnkapsel

(und kein Fischlauch, Meerendolde, oder gar ... perlender Seft von oben).

4. Verblühter Löwenzahn

(und keine Reißerfedern am Damenmantel).

5. Spiegelei.

6. Wasserspiegelung

(und kein Abzug von einer Platte, deren Gelatineschicht erwärmt und
ausgelaufen ist).

7. Inneres einer Glühbirne

(und kein Butterquirl im Glasgefäß).

Die Preisträger.

1. Margot Abel, Düsseldorf
2. Walter Brauer, Düsseldorf
3. Dr. Gäufle, Nürnberg
4. Heinrich Franzel, Prag
5. Karl Grill, Ringelheim

6. Ina Kröger, Düsseldorf
7. Kurt Ruzmaul, Lauchhammer
8. Leni Minjon, Düsseldorf
9. W. Monske, Düsseldorf

10. H. Deßbach, Düsseldorf
11. Walter Schäfer, Düsseldorf
12. Franz Seibezeder, Wien
13. Frau Stelzner, Düsseldorf
14. Hermine Wotawa, Mauer b. Wien.

Die Buchpreise gehen den Gewinnern noch vor Weihnachten zu.

Die Quelle.

Der Ausspruch Hindenburgs, Auftakt unseres Dezemberheftes, ist einem im Julius-Püttmann-Verlage erschienenen Heftchen entnommen, in dem Fritz Dehnow „Worte von Hindenburg“ gesammelt hat.

Am „Tag des Buches 1929“ schrieb die Stadt Essen unter dem Schlagwort „Wer schreibt den besten Ruhr-Roman?“ einen Preis aus. Das Thema lautete: „Die Energien des Ruhrlandes, seiner Dinge, Menschen und Wesen sind in der Form eines Romans freizulegen.“ Dem Preisgericht gehörten unter anderem die Herren Universitätsprofessor Dr. Friedrich von der Leyen, der damalige Oberbürgermeister der Stadt Essen, jetziger Reichsminister Dr. Bracht, der Hauptschriftleiter Dr. Paul Josef Cremers und der Dichter Dr. Josef Winckler an. Der ausgesetzte Preis wurde durch einstimmigen Spruch Felix Wilhelm Beielstein, dem Verfasser des Romans „Rauch an der Ruhr“ zuerkannt. Wir sind dem Verlage J. Engelhorn Nachf. in Stuttgart ganz besonders dankbar für die Erlaubnis, aus dem soeben erschienenen 212 Seiten starken Buch einen Auszug in einem Umfang zu entnehmen, der es dem Leser ermöglicht, sich über den Wert des Romans selbst klarzuwerden. Wir können uns daher, unserer bisherigen Gepflogenheit entsprechend, an dieser Stelle auf eine kurze Kritik beschränken, die lautet: Wer nach einem guten Roman sucht, der auch nach zwei- und dreimaligem Lesen nichts von seiner ursprünglichen Frische verloren hat, greife unbedenklich nach Beielstein „Rauch an der Ruhr“! (Preis in Ganzleinen 4,80 RM.)

„Das Werk“ hat sich im Laufe der letzten Jahre einen Ruf erworben, auf den es besonders stolz ist: hinsichtlich Auswahl und Wiedergabe von Lichtbildern und Radierungen in der vordersten Reihe aller Zeitschriften deutscher Zunge zu stehen. Die bildlichen Glanzstücke des vorliegenden Heftes schmücken den Aufsatz von Erna Lendvai-Dirksen, „Zur Psychologie des Sehens“. Sie entstammen sämtlich der im Verlage

Robert & Bruno Schulz erschienenen Jahreschau „Das deutsche Lichtbild“, deren sechster Band nunmehr vorliegt: 192 Lichtbilder aus Tausenden von Einsendungen als Spitzenleistungen ausgewählt, mit handwerklicher Meisterschaft klischiert, mit Liebe, Sorgfalt und unter Verwendung bester Papierqualität gedruckt, jedem Sehenden und jedem Sehenden eine unerschöpfliche Quelle neuen Form-Erlebens und neuer Lebensfreude.

Die diesjährige Lauchhammer-Weihnachtsplakette (S. 563) zeigt ein Bildmotiv, das unsere so sehr auf sehnliches Hoffen gerichtete Zeit in sinnfälligster Weise zum Ausdruck bringt. Eine deutsche Mutter, mit behütenden Händen ihre kleinen Kinder an sich schmiegend, schaut mit erwartungsvollen Blicken ins Weite. Die aufsteigende Sonne verheißt Zeitwende. Rauchende Werksschloten, der Wunschtraum Ungezählter, die mit unfreiwillig rastenden Händen warten und warten, grüßen aus der Ferne. „Wir heißen Euch hoffen“ lautet die Inschrift. Dem Künstler ist der Ausdruck starkgläubigen Hoffens in dieser kleinen Figurengruppe ausgezeichnet gelungen.

Die von Fritz Hörnlein, Dresden, geschaffene, 93 x 146 mm große Plakette ist in Eisen gegossen und von der Mitteldeutsche Stahlwerke A.-G. in Lauchhammer, Provinz Sachsen zu beziehen. Der Preis beträgt bei Einzelbezug 2,25 RM. und bei Sammelbestellung von 25 Stück an 2,00 RM. pro Stück zuzüglich Porto und Verpackung.

Das 12 Seiten starke Inhaltsverzeichnis 1932

ist erschienen und wird gesondert zum Stückpreis von 10 Pf. abgegeben. Den Einbändecken liegt das Inhaltsverzeichnis kostenlos bei.

Lieferung durch die Verteilungsstellen oder den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69.

Das Werk wäre dankbar

für die Angabe der Anschrift eines Ihrer Bekannten, der sich über die kostenlose Zusendung eines Probeheftes freuen würde!

Ihre Unkosten: Eine Postkarte — Ihr Gewinn: Ein kleines aber wertvolles Geschenk!



Statistisches Jahrbuch für die Eisen- und Stahlindustrie 1932.

(Herausgegeben als „Statistische Gemeinschaftsarbeit“ der Nordwestlichen Gruppe des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller und des Stahlwerksverbandes A.-G., Düsseldorf) Düsseldorf 1932.

Der vorliegende Jahrgang 1932 des „Statistischen Jahrbuches für die Eisenindustrie“, der von der Nordwestgruppe und dem Stahlwerksverband herausgegeben wird, erscheint zum vierten Male in wesentlich unverändertem Aufbau.

Auf Grund zuverlässiger amtlicher Erhebungen und Ermittlungen der hauptsächlich in Frage kommenden wirtschaftlichen Verbände und Vereinigungen sind die für die gesamte Eisenwirtschaft wichtigsten Ergebnisse tabellarisch zusammengestellt. Außer der Erzeugung und dem Verbrauch ist insbesondere der Außenhandel eingehend behandelt. In den Abschnitten „Welt“ und „Anhang“ werden über die vorgenannten Arbeitsgebiete hinaus wichtige Angaben über Produktion anderer Industrien, über Preise, Belegschaft usw. aufgeführt.

Die einzelnen Zahlentafeln sind je nach ihrem Inhalt nach Erzeugnissen, Bezirken, Absatz- und Bezugsländern, der Menge und dem Werte nach in klare, übersichtlicher Form aufgegliedert. Sie geben weitgehend Aufschluß über die Bedeutung der Haupteisenländer und die für diese als Abnehmer oder als Bezüge in Betracht kommenden Länder der Welt.

Erstmalig ist der Eisenverbrauch Deutschlands neben den bereits 1931 veröffentlichten Ziffern der Eisenversorgung in den Haupteisenländern mit Angabe der Berechnungsart dargestellt. Von einer Ausdehnung dieser für die Beurteilung des Inlandsabfahes wichtigen Ermittlungen auf die übrigen Haupteisenländer ist wahrscheinlich mit Rücksicht auf das hierüber vorliegende, zum Teil lückenhafte Zahlenmaterial abgesehen worden.

Außerordentlich wertvoll sind die in viele Tabellen eingeschobenen Prozentziffern, die je nach Art der Zusammenstellung einen Vergleich der einzelnen statistischen Ergebnisse — Eisensorten, Bezirke, der Absatzgebiete und anderes — mühelos gestatten. Bei den deutschen Ziffern der Vorkriegszeit wäre es wünschenswert, wenn ebenso wie bei den amtlichen Ziffern auch bei den übrigen, z. B. den Produktionsziffern des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, die Werte des Deutschen Reiches heutigen Umfanges aufgenommen würden.

Ebenso wären im Interesse der Klarheit einige zusätzliche Anmerkungen von Vorteil, z. B. bei Frankreich in der Vorkriegszeit: ob mit oder ohne Lothringen; bei Koksherstellung: ob nur Hochofenkoksherstellung und anderes mehr. Desgleichen ist bei Angabe der Flußstahlgewinnung nicht zu erkennen, ob sich die Ziffern einschließlich Schweißstahl verstehen, in Anbetracht der noch in der Vorkriegszeit bedeutenden Erzeugung von Schweißstahl unerlässlich.

Bei den deutschen Inlandspreisen für Formeisen, Stabeisen, Grobbleche wäre ein Hinweis aufzunehmen, daß der Walzeisenbezug der deutschen weiterverarbeitenden Industrie auf Grund des Abkommens zu bedeutend geringeren Preisen als in der Tabelle angegeben erfolgt.

Trotz des schon jetzt sehr reichhaltigen Inhalts wäre vielleicht in den Abschnitten „Welt“ und „Anhang“ die Aufnahme weiterer für die Eisenindustrie wichtigen Zahlenmaterials zu empfehlen. Die handliche Form des Buches dürfte jedoch durch eine etwaige Ergänzung nicht leiden.

Nicht angenehm wird es von dem Benutzer bei Aufschlagen der Tabellen empfunden, daß diese nicht einheitlich von oben nach unten, sondern zum größten Teil quer gedruckt sind, was für den Gebrauch unbequem ist. Das statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich möge in dieser Beziehung als Vorbild hingestellt werden.

Seit.

Die Bolanderkronen enthaltend die buntesten im veranschauligten Monat eines Jahres

Zweierlei...

Der Lötlinger Althetiker Vischer wurde von der ihm vorgesetzten Behörde gemäßregelt, indem man ihn zwei Jahre vom Amt suspendierte. An demselben Tage, an dem ihm dieses Urteil durch das Ministerium zugestellt wurde, kam sein erster Sohn zur Welt. Er ging in seine Vorlesung und begann dieselbe folgendermaßen: „Meine Herren! Ehe ich zur Sache komme, habe ich Ihnen etwas mitzuteilen: Ich habe heute zweierlei bekommen; nämlich von meiner Frau einen kleinen Vischer und von dem Hohen Ministerium einen großen Vischer.“

(Kölnische Illustrierte.)

*

In einem chinesischen Kino hatte der Besitzer ein Plakat mit folgendem Text angebracht: „Nicht rauchen! Denken Sie an den großen Brand in Kanton!“ Darunter hatte jemand gekritzelt: „Nicht spucken! Denken Sie an die Überschwemmung von Hankau!“

(Lloyd-Zeitung.)

*

„Der Geschwindigkeitsmesser an Ihrem Auto bewegt sich ja gar nicht, wie können Sie denn da fahren?“ —

„Ich kenne mich auch so aus. Bei dreißig Kilometer klappert die Kühlerhaube, bei vierzig die Lampen, bei fünfzig die Kotflügel — und bei sechzig klappert mein Geiß. Mehr braucht man nicht.“

(Frankfurter Illustrierte.)

*

„Denk mal, Bati, da lese ich eben, daß in manchen Gegenden Afrikas die Männer ihre Frauen erst nach der Hochzeit kennenlernen.“

„Meinst du, Kind, das käme nur in Afrika vor?“

(Hamburger Illustrierte.)

*

Der Lehrer versuchte, den Jungen die Begriffe „Ruhe“, „Erholung“, „Zerstreuung“ klarzumachen. „Stell' dir also mal vor, Peter“, wandte er sich an einen achtjährigen Knirps, „dein Papa hat den ganzen Tag schwer gearbeitet. Nun ist es Abend geworden. Was macht er dann?“

„Ja“, erwiderte Peter, „was macht er dann? Das möchte Mama auch gern wissen.“

(Berliner Illustrierte.)

*

Bayern.

Der Sommerfrischler aus Berlin stichelte:

„Ist es wahr, daß ihr Bayern erst mit vierzig Jahren geschickt werdet?“

„Alle net.“

„Und was wird aus denen, die nicht geschickt werden?“

Der Bager brummte:

„Die wandern nach Berlin aus und kommen nachher als Sommerfrischler wieder.“

*

„Gehen Sie diesen Mann. Er lebt nur von Frauen, er läßt sie hart arbeiten, sie müssen hungern bei ihm, und wenn sie so weit herunter sind, daß kein Mensch sie mehr wiedererkennt, nimmt er ihnen ihr Geld und entläßt sie.“

„Schrecklich, was ist das für ein Mensch?“

„Er hat ein Schönheitsinstitut.“

(Das Illustrierte Blatt.)

*

Lehrerin: „... und da sprach Gott zur Schlange: „Zur Strafe sollst du von nun an auf dem Bauche kriechen!““

„Fräulein“, meldet sich Kurtchen, „worauf ist sie denn vorher gekrochen?“

(Berliner Illustrierte.)

*

„Wir kommen zu den Interpunktionen: Als die Römer frech geworden, zogen sie nach Deutschlands Norden; was kommt da hinter, geworden?“ —

„Simferim ferim sim sim, Herr Lehrer.“

(Frankfurter Illustrierte.)

*

Herr Blümchen, Kolonialwaren, wird jährlich zweimal von Herrn Schmitt, dem Reisenden der Lebensmittelgroßhandlung Voss & Co., besucht, um von ihm Aufträge entgegenzunehmen. Eines Tages aber, im Herbst, wird er von Herrn Voss selbst beehrt.

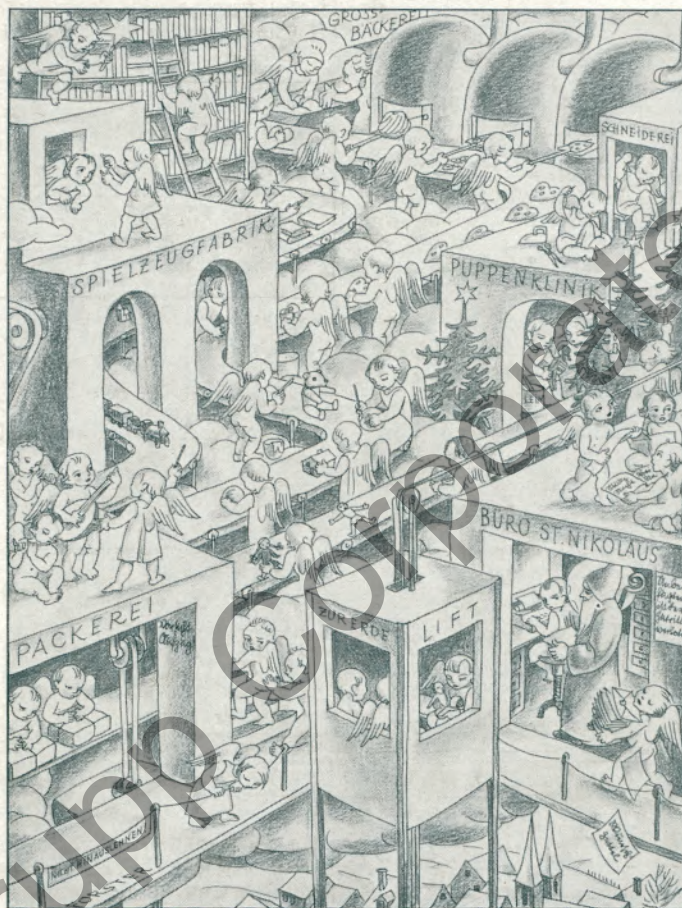
„Nanu“, sagt Blümchen, „der Chef eigenhändig, sehr erfreut, aber wo ha'm S'n Jhr'n Herrn Schmitt? Entlassen? Krank? Oder was ist mit ihm?“

„Aber keine Idee“, sagt Voss. „Urlaub hat er! Denken Sie, seine Frau hat vorgestern Drillinge bekommen!“

„Ei verbbibich“, grinst Blümchen, „das gönn'ch 'm — mir hat er noch immer mehr geschickt, als ich bestellt habe!“

(Blätter vom Hause Henkel.)

*



Zeichnung von H. Forster.

Der rationalisierte Weihnachtshimmel.

Der Lehrer versuchte, den Jungen die Begriffe „Ruhe“, „Erholung“, „Zerstreuung“ klarzumachen. „Stell' dir also mal vor, Peter“, wandte er sich an einen achtjährigen Knirps, „dein Papa hat den ganzen Tag schwer gearbeitet. Nun ist es Abend geworden. Was macht er dann?“

„Ja“, erwiderte Peter, „was macht er dann? Das möchte Mama auch gern wissen.“

(Berliner Illustrierte.)

*

Bayern.

Der Sommerfrischler aus Berlin stichelte:

„Ist es wahr, daß ihr Bayern erst mit vierzig Jahren geschickt werdet?“

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 RM., Einzelheft 80 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 RM., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.